8°
Hist.
820
9
W

8° Hist. 820 (9

W

416 010 150 000 15

H. 820

80
Hist.
820
9

Allgemeine Welt-Chronik.

Ein

historisch-geographisch-naturhistorisches Mancherlei

zur Natur-, Menschen-, Staaten- und Länderkunde, zur Charakteristik berühmter und berüchtigter Menschen, zur Sitten- und Kulturgeschichte einzelner Städte und Völker, zum

bessern Verständniß der Zeitgeschichte,

so wie zur Erweiterung der Natur- und Weltkunde überhaupt.

Neuntes Heft.

Leipzig,
in der Expedition der Welt-Chronik.

[18137]

K. Bibl. Acad. Land.
Universitäts-Bibliothek München

Nachricht.

Um den Wünschen vieler Leser, welche seither blos die Welt-Chronik ꝛc. erhielten, nun aber auch gern den Argus ꝛc., jedoch auf keine kostspieligere Art mithalten möchten, Genüge zu leisten, so haben wir von nun an die Einrichtung getroffen, daß von jeder dieser Wochenschriften vierteljährig 1 Heft von 6 Stücken nebst einer Beilage (Preis 5 Gr.) erscheint.

Es wird daher abwechselnd die eine Woche die Welt-Chronik ꝛc. und die andere Woche der Argus ꝛc. ausgegeben werden.

Die Herausgeber.

Allgemeine Welt-Chronik.

Mensch! lobe Gott im Lenz, und wenn der Sommer dich
Mit Laubgewölben deckt,
Und wenn der Herbst auf Traubenhügeln lacht,
Und wenn der Winter zürnt.

Die vier Jahrszeiten in Aegypten.

Da das Austreten des Nils auf den Boden von Aegypten einen sehr bedeutenden Einfluß hat, und in dieser Rücksicht große Veränderungen hervorbringt, so mag sich das konstitutionelle Jahr von dieser Epoche datiren. Sie fällt, im Durchschnitte gerechnet, ungefähr auf den zwanzigsten August. Von diesem Augenblicke an bis zur Herbst-Tag- und Nacht-Gleiche steigt das Wasser ununterbrochen, und das ganze überschwemmte Aegypten gleicht dann einem Meere, aus welchem viele Städte und Dörfer als eben so viele Inseln emporsteigen, deren Einwohner ihre Verbindung mit einander blos vermittelst der Schifffarth unterhalten können. Gegen Ende Septembers fangen die Gewässer an zu fallen, und so wie der Schlamm, den der Nil auf die sandigen Ebenen hinschwemmt, zum Vorschein kommt, besäet man das Erdreich mit Klee, Gerste und Korn, und fährt damit fort, so wie die Fluth sich immer weiter zurückzieht. Diese erste, etwa drei Monate dauernde Jahrszeit könnte man die feuchte nennen; sie ist als der Winter des Landes zu betrachten, und die während derselben blasenden Westwinde vermehren noch die Feuchtigkeit und die oft beschwerliche und schädliche Frischheit einer Atmosphäre, die des Abends, und mehr des Morgens, mit dichtem Nebel bedeckt ist. Um diese Zeit zeigen sich Augen- und Catarrhal-Beschwerden, Durchfälle und Frieselfieber.

Die zweite der ägyptischen Jahrszeiten beginnt mit der Annäherung der Winter-Sonnenwende, etwa um die Mitte Decembers, und dauert bis zum ersten März, welches die Zeit der Ernte ist. Gleich im Anfange dieser Jahrszeit dreht sich der Wind von Westen nach Osten, und behält mit wenigen Abweichungen diese Richtung bis zum März. Wegen der den Tag über sehr starken Hitze, die sich mit derjenigen vergleichen läßt, welche in Europa im Junius verspürt wird, kann man, der äußerst kalten Nächte ungeachtet, diese Jahrszeit als den Frühling von Aegypten betrachten. In diesen Monaten treiben und wachsen alle Pflanzen am stärksten, und die ganze vom Nilstrom durchfurchte Ebne, die zur Sommerszeit ein Bild nackter Dürre und Erstorbenheit darstellt, bekleidet sich mit dem schönsten und üppigsten

Grün. Die Natur, neu belebt durch den Fruchtbarkeit ausgießenden Fluß, scheint sich zu verjüngen, und Vögel und Thiere leben der Liebe. Diese Jahrszeit, die man im eigentlichen Sinne die befruchtende nennen könnte, ist sehr gesund; nur hat man sich vor dem Nachtfroste in Acht zu nehmen.

Die dritte Jahrszeit, deren Dauer sich vom ersten März bis zu Ende des Maimonats erstreckt, ist für die Gesundheit der Einwohner, zumal der Fremden, die gefährlichste. In den ersten Tagen dieser Jahrszeit werden die in den letzten Tagen des Frühlings begonnenen Ernten beendigt. Die während des Frühjahrs herrschenden Ostwinde gehen in Westwinde über, die anfänglich nur schwach wehen aber je länger je stärker werden, um dann ebenfalls nach und nach wieder abzunehmen. Etwa funfzig Tage lang blasen diese Winde sehr heftig und heiß, gewöhnlich drei bis vier Stunden nach einander, und sind um so brennender, als sie die, ganz Aegypten im Westen einfassenden, unermeßlichen Wüsten durchfluthen. Außer dieser verderblichen Eigenschaft führen diese Winde noch eine Menge fauler Ausdünstungen mit sich, welche von allerlei thierischen und vegetabilischen Substanzen ausgehen, über welche in den, durch das Zurücktreten der Nil-Fluthen entstandenen, Seen und in den, von der Ueberschwemmung erreichten, Kirchhöfen die Hitze eine schnelle Verwesung herbeiführt. Dies veranlaßt nicht selten pestartige Krankheiten. Von den ungeheuern Verheerungen, welche die Pest, nach der großen Ueberschwemmung von 1801, in dieser Jahrszeit unter den Einwohnern von Cairo und Ober-Aegypten anrichtete, sind die Franzosen selbst Augenzeugen gewesen. Es giebt kaum ein lebendiges Wesen, das in diesen Tagen seine Gesundheit nicht mehr oder weniger angegriffen fühlte; auch ist bei der Behandlung der Krankheiten eine um desto größere Sorgfalt nöthig, da die meisten derselben ihrem Charakter ungetreu zu werden pflegen.

Die vierte Jahrszeit beginnt vor Tag- und Nacht-Gleiche oder ungefähr mitten im Junius, und reicht bis zum Austreten des Nils. Der Wind geht nach einigem Wechsel in einen fortdauernden, nicht sehr kalten, und einen sehr regelmäßigen Gang beobachtenden Nordwind über, der mit der Sonne auf- und untergeht, allmählich zunimmt, und wenn die Sonne zu sinken anfängt, sehr heftig wird. Auf seinem Wege über das mittelländische Meer nimmt dieser Wind die wässerigen Dünste desselben mit sich fort nach Aethiopien, wo sie sich zusammenhäufen und verdichten, um sich dann, zur Zeit der Sommer-Sonnenwende, in Strömen von Regen auf die Gebirge von Abyssinien herabzustürzen. Daher das allmählige, in periodischer Regelmäßigkeit sich erneuernde, Steigen des Nils. Während dieser Jahrszeit herrscht den Tag über eine sehr große, aber keineswegs beschwerliche Hitze; die Nächte hingegen sind sehr frisch, aber nicht feucht. Von Krankheiten ist keine Spur vorhanden; es sind die reinsten und gesundesten Tage des ganzen Jahres.

Nachricht von einem merkwürdigen, taub und blind gebornen Knaben.

Jakob Mitchell, der Sohn eines kürzlich verstorbenen Geistlichen, ist am 11ten November 1795 in der Grafschaft Nairn, in Schottland, geboren worden. Seine Mutter bemerkte bald, daß er er blind war, indem er gar kein Verlangen zeigte, seine Augen gegen das Licht oder gegen glänzende Gegenstände überhaupt zu drehen. Eben so früh überzeugte sie sich von seiner Taubheit, weil auch das stärkste Geräusch seinen Schlaf nicht störte. Wirklich war die Taubheit des Kindes von Geburt an vollkommen; nur seine Blindheit ging nicht so weit, um ganz und gar keines Eindrucks auf diesen Sinn fähig zu seyn.

Als der Knabe anfing zu gehen, schienen lebhafte und glänzende Farben einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen. Er hielt gern zwischen sein Auge und zwischen beleuchtete Gegenstände Körper, welche den Eindruck, den er erhielt, zu vergrößern geeignet waren. Es war seine Lieblingsunterhaltung, die Sonnenstrahlen durch einige Glasstückchen zu konzentriren, und brach von diesen oft mit den Zähnen so viel ab, bis sie die zu seinem Zweck passendste Form hatten. Manchmal ging er ganz allein in ein Zimmer, schloß alle Thüren und Läden, und heftete lange Zeit die Augen auf einen Punkt, durch welchen ein einzelner Lichtstrahl hereinbrach. An Winterabenden setzte er sich allein in eine Ecke des Zimmers mit einer Lampe. In allen diesen Fällen, und so oft seine Sinne überhaupt angenehm bewegt wurden, drückten sein Gesicht und seine Mienen eine ganz besondere, hastige Neugierde aus.

Es war natürlich schwer zu bestimmen, wie weit des Knaben Blindheit ging; allein die Feinheit seines Geruchs und seines Betastungssinnes, die er frühe übte, um den Mangel des Gesichts zu ersetzen, lassen schließen, daß des letztern Hülfe ihm sehr mangelte. Höchstens unterschied er einige Hauptfarben und vermochte vielleicht über die verschiedene Intensität des Lichts zu urtheilen.

So wie jemand Fremdes erscheint, wird es Mitchell durch den Geruch inne. Dann geht er gerade auf ihn zu, und betastet ihn. Bei Männerbesuchen ist das erste, daß er sich davon überzeugt, ob der Fremde Stiefeln an hat. Ist dies der Fall, so geht er ins Vorzimmer, sucht nach seiner Peitsche, betastet diese lange, und steigt sodann in den Stall hinab, wo er es eben so mit dem Pferd macht, das der Besuchende mitgebracht haben kann. Ist er zu Wagen gekommen, so wird dieser hinwieder mit eben der Sorgfalt untersucht.

Seine Hauptvergnügungen giebt ihm sein Geschmacks- und Geruchssinn. Oft ißt er mit ekelhafter Gefräßigkeit. Auch die Betastung scheint ihm Vergnügen zu machen, und man hat ihn oft Stunden lang an dem Ufer eines Flusses beschäftigt gesehen, wie er die glattesten und rundesten Steine heraussuchte, sie im Kreis

um sich herumlegte, und sich in die Mitte setzte. Einen Raum von mehreren hundert Schritten um sein väterliches Haus kannte er so genau, daß er auf keinem seiner Gänge fehlte.

Will er eine genaue Vorstellung von der Form eines Körpers, oder der Natur seiner Oberfläche haben, so legt er die Zunge darauf. Auch stößt er mit den Zähnen daran, wo er wahrscheinlich aus einer, dem Klange ähnlichen, Wirkung über den Grad der Härte urtheilt.

Im Uebrigen ist Mitchell völlig regelmäßig organisirt, und ganz gesund. Seine Gelehrigkeit und seine kleinen Erfindungen lassen, wie seine Physiognomie, auf viel Verstand schließen.

Er schien ein Pferd, das seine Mutter kurz zuvor verkauft hatte, durch die Betastung zu erkennen. Um ihn zu prüfen, stieg der Reiter ab, und sogleich nahm es Mitchell beim Zaum, sattelte es ab, führte es in den Stall, und gab ihm Haber.

Er kennt den Gebrauch der gewöhnlichen Geräthschaften, und nichts ist ihm lieber, als diese Kenntniß zu vermehren. Gar zu gern geht er in die Werkstätten von Zimmerleuten, wo er ihre Werkzeuge und Arbeiten untersucht. Manchmal hilft er auch bei häuslichen Geschäften, besonders bei Reinigung des Stalls. Zuweilen baut er sich Häuserchen von Rasen, an welchen er auch Fensteröffnungen anbringt. Man hat versucht, ihn das Korbmachen zu lehren; aber es fehlt ihm an Beharrlichkeit, ein Werk zu endigen. Er scheint Sinn für Reinlichkeit zu haben. Macht man ihm durch gelinde Mittel begreiflich, daß er Unrecht hat, so wird er traurig, behandelt man ihn aber mit Härte, so wird er heftig gereitzt. Entfernt man ihn von seiner Familie, so ist er unbehaglich.

Im Jahr 1808 nahm ihn sein Vater mit nach London, um eine chirurgische Operation an ihm zu versuchen. Man durchstach ihm das Trommelhäutchen an beiden Ohren, jedoch ohne Erfolg. Man nahm die Staaroperation, so weit es bei seinem heftigen Widerstand möglich war, an seinem linken Auge vor, aber auch nicht mit besserem Glück. 1810 brachte man ihn aufs neue nach London, und wiederholte diesen Versuch auf seinem rechten Auge. Vermittelst einer eigenen Maschine ward ihm der Kopf festgeschraubt, um ohne Hinderniß operiren zu können. Der Erfolg war über alle Erwartung, und Mitchell fing allmählich an, besser zu sehen.

Im Jahr 1811 verlor der Arme seinen Vater. Ueber sein Benehmen bei dieser Gelegenheit sind die Berichte verschieden. Einige wollen einen sehr tiefen Schmerz an ihm bemerkt haben; andre behaupten, die Leichenanstalten haben ihn mehr als ein Gegenstand der Neugierde beschäftiget. Die Betastung des todten Körpers schien einen Eindruck von Erstaunen und Mißvergnügen auf ihn zu machen. Den Tag nach der Beerdigung ging er an das Grab, und schlug mehrere Male leicht mit den Händen auf dasselbe. Dies wiederholte er einige Tage fort.

Als der Schneider kam, um ihm das Maaß zum Traueran-

zug zu nehmen, führte er ihn in das Zimmer, wo sein Vater gestorben war. Hier senkte er Kopf und Hals rückwärts und deutete auf das Bette. Dann zog er ihn mit sich fort auf den Kirchhof und an das Grab selbst.

Als er vor einiger Zeit krank wurde, stellte man sein Bette zufällig auf den Platz, wo sein Vater gestorben war. Er wollte aber nicht hier bleiben, und wurde nicht eher ruhig, als bis man die Stelle verändert hatte.

Kurz nach seines Vaters Tode bemerkte er, daß seine Mutter unpäßlich war, und im Bette lag, da vergoß er bittere Thränen.

Ueber seine Art, andern seine Gedanken zu verstehen zu geben, giebt Folgendes einige Auskunft. Will er essen, so deutet er nach den Schränken oder Kammern hin, wo Lebensmittel aufbewahrt werden. Will er z. B. sagen, er gehe in die Werkstätte des Schusters, so macht er die Bewegung desselben nach, wie er gerade an einem Schuh arbeitet.

Dem Zorn ist er sehr unterworfen, und in den Ausbrüchen desselben hört man einige wilde Töne von ihm. Häufig weint er über den Widerstand, den er findet, manchmal aber auch vor Rührung. Ein lautes Lachen ist sein Triumph, wenn er andre durch Scherz in Angst oder Verlegenheit gesetzt hat.

Mitchell befindet sich nun in den Händen des Herrn Steward, eines philosophischen Beobachters, und eine gelehrte Gesellschaft interessirt sich sehr, sowohl für seine Behandlung, als für die Beobachtungen, die sich an diesem Unglücklichen über die Entstehung mancher unsrer Begriffe von Raumverhältnissen und dergl. machen lassen.

Anekdoten zur Naturgeschichte des Hundes und des Fuchses.

I.

Als im Jahre 1789 in der St. Paulskirche zu London Zurüstungen für ein öffentliches Fest gemacht wurden, hatte eine Hündin ihren Herrn eine dunkle nach der Kuppel führende Wendeltreppe hinauf begleitet. Hier verschwand sie plötzlich. Alles Rufen und Pfeifen des Herrn war vergeblich. Ein und sechzig Tage, nachdem die Hündin auf solche Art verschwunden war, hörten Glaser, welche die Kuppel bestiegen, um darauf zu arbeiten, zwischen den Balken des Zimmerwerkes klagende Töne hervorkommen. Sie glaubten, ein unglücklicher Mensch rufe um Hülfe, und ließen einen Jungen, dem sie ein Seil um den Leib banden, an der Stelle, wo der Ton herkam, auf den Boden herab. Der Knabe fand einen seitwärts liegenden Hund. Neben ihm lag das Gerippe eines andern Hunds und ein halb zernagter Schuh. Er hatte Mitleid mit dem noch lebenden Thiere, nahm es auf den

Arm, und ließ sich so wieder herauf ziehen. Der Hund war völlig ausgemergelt und so schwach, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Die Arbeiter legten ihn vor die Kirchthür und überließen ihn seinem Schicksal. Es war zehn Uhr Morgens. Das Thier gelangte mittelst einiger Anstrengungen, und indem es sich gegen die Mauern stützte, bis zum Eingange der Straße Ludgate Hill. Es wollte die Straße quer durchschneiden, aber seine Schwäche machte ihm dies unmöglich. Ein Knabe erbarmte sich seiner und trug es auf die andre Seite über. Der Hund kroch nun längs den Häusern weiter, von einer Straße zur andern, bis er endlich, nach zehnstündigem Marsche, um acht Uhr Abends in Red Lion Street bei seinem Herrn anlangte, wo er sich unten an die Haustreppe hinlegte. Der Herr hatte Mühe, seine treue Phillis zu erkennen; ihre Augen waren dermaßen tiefliegend, daß man sie kaum mehr wahrnahm, und ihr Körper, welcher drei Monate zuvor zwanzig Pfund gewogen hatte, wog jetzt mehr nicht als drei Pfund und vier Unzen. Bei'm Namen gerufen, wedelte sie jedoch mit dem Schwanze. Geraume Zeit vermochte sie durchaus nichts niederzuschlucken; endlich gelang es, ihr etwas Milch mit einem Theelöffelchen beizubringen, und nach und nach erholte sie sich dann wieder vollkommen.

2.

Ein nicht minder merkwürdiger Zug eines Instinktes andrer Art ist folgender: Ein Fuchs (erzählt der Verfasser), den ich eines Tages wohl eine Stunde lang hitzig verfolgt hatte, verschwand in ein Fuchsloch. Es war gerade der letzte Tag der Jagdzeit. Ich entschloß mich, ihm nachgraben zu lassen. Zwei Dachshunde wurden geholt, und nach vieler Arbeit gelang es uns wirklich, den Fuchs zu fangen; während die Hunde ihn todt bissen, schlüpfte eine Hündin in ein Loch der Grube und faßte einen andern Fuchs. Wir gruben weiter nach und fanden, daß sie ein säugendes Weibchen ergriffen und bereits zwei ihrer Jungen getödtet hatte. Drei andere, noch übrige, wurden von uns gerettet. Der Meister, dem die Hündin angehörte, verlangte, wir sollten ihm die Brut überlassen; er wolle sie, versicherte er, durch die Hündin, die gerade Milch hatte, säugen lassen. Man lachte über ihn, allein er beharrte auf seinem Begehren; wir entfernten dann die Füchsin, und setzten sie in einer andern Grafschaft wieder in Freyheit. Die jungen Füchse wurden nun wirklich von der Hündin gesäugt; ich hatte diese gekauft und sah die Jungen groß ziehen; sie reichte ihnen die Brust, bis sie derselben nicht weiter bedurften. Der Vorfall wird dadurch noch merkwürdiger, daß die Hündin ihre Jungen bereits sechs Wochen zuvor geworfen hatte, die jungen Füchse aber, als der Tausch geschah, eben erst die Augen öffneten.

Der Verfasser erzählt noch eine seltene, von ihm gemachte Beobachtung einer Füchsin, die ihre Jungen auf einen Baum warf.

3.

Im April 1784, sagt er, trieben meine Hunde einen Fuchs auf, dessen Spur sie wieder verloren. Beim Nachhausekehren ritt der Jäger durch das Gehölz worin der Fuchs zuvor war aufgetrieben worden. Ein Dachshund, der mit ihm war, fing am Fuß einer alten hochstämmigen Eiche lebhaft zu bellen an. Der Jäger stieg ab und untersuchte, ob irgend ein Loch in dem Stamme zu finden sey. Er fand keines; der Hund aber versuchte auf den Baum zu klettern, der von unten bis oben mit kurzen Aesten bedeckt war; diese Aeste zeigten Spuren von Koth, der den Durchgang eines Thieres verrieth. Der Jäger hob den Dachshund, so weit er konnte, in die Höhe, und dieser ward dadurch immer mehr angereitzt. Jetzt kletterte jener auf den Baum, den Hund vor sich tragend. Je mehr er sich dem Gipfel näherte, desto hitziger ward der Hund. So wie dieser an den Gipfel reichte, hörte der Jäger ihn etwas anbeißen, und zu seinem nicht geringen Erstaunen hatte er eine Füchsin gepackt. Diese hatte vier Junge bei sich. Der Baum hatte eine Höhe von vier und zwanzig Fuß, und die Aushöhlung, worin die Füchsin ihre Jungen geworfen hatte, war drei Fuß tief, so daß mithin dieselben zwanzig Fuß über der Erde sich befanden. Die Mutter konnte nur über den Stamm von außen her zu ihnen gelangen; dieser aber war keineswegs gekrümmt, wodurch das Ansteigen leichter gemacht worden wäre. Eine Menge Leute kamen damals, um den Baum, der durch diesen seltsamen Vorfall in der Gegend berühmt ward, in Augenschein zu nehmen, und Viele verlangten die jungen Füchse, um sie zum Andenken aufzuziehen. Der verstorbene Herr Leigh besaß einen, und manche Personen erinnern sich, diesen zahmen Fuchs im Hotel-Wood, in Coventgarden, im Kaffehaus herumspatzieren gesehen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter *).

(Fortsetzung.)

3.

Wenn die Aegyptierinnen von der gemeinen Volksklasse mit einander in Streit gerathen, so wird der Kampf bald heftig. Sie nehmen einander bei den Haaren, reißen sich dieselbigen gegenseitig aus, und anstatt mit den Händen drein zu schlagen, fassen sie sich mit den Zähnen, und beißen einander, wie wüthende Hunde, so daß es oft nicht ohne bedeutenden Schaden abläuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. 8tes Heft, 11tes Stück.

Tagesvorfälle.

Paris. Ein Haarkünstler verklagt eine Dame wegen Nichtzahlung der Rechnung, die er ihr macht, und die sich auf 2762 Franken beläuft. Geliefert wurden: 17 Perrücken, 5 Cachefolies, 15 Toupets, 11 Paar Locken à la Ninon, 3800 Papilloten ꝛc. Den stärksten Artikel bildet ein vom Perruquier eigens für die Dame erfundenes Caloriser, gemeinhin Brenneisen genannt. Der Mann der Dame hat ausgerechnet, daß ihm um diesen Preis jeder tire-bouchon (Ringellocke) seiner Frau auf 5 Fr. 35 C. zu stehen käme, und will von keiner Bezahlung wissen. Man ist begierig, wie das Gericht diesen verwirrten Handel aus einander rutteln wird.

Eine bekannte Kartenschlägerin vom Boulevard St. Denis hatte, wie jener Astrolog, das Unglück, sich mehr mit Deutung des fremden als des eigenen Schicksals zu beschäftigen, sonst hätte sie gewiß das Jahr Gefängniß vermieden, zu dem sie wegen einer kleinen Mystification eines reichen Landeigenthümers verurtheilt wurde. Der gute Mann stand in der festen Meinung, in seinem Garten liege ein Schatz vergraben; — nun handelte es sich darum, den Ort zu finden. Er wandte sich in seiner Verlegenheit an unsre Dame, die ihn versicherte, daß die Karten ihm allerdings die Hebung eines Schatzes verkündeten; daß der Schatz selbst aber von zwei bösen Genien verborgen gehalten wurde. Um sie zu beschwichtigen, habe sie nöthig: 3 Centimes, 3 Sols, 3 Decimes, 3 Viertel-, 3 halbe Franken, 3 Franken, 3 Fünffranken-, 3 Zwanzigfranken- und 3 Vierzigfranken-Stücke, doch müssen die Münzen entweder vom Jahre 7, oder 9, oder 11 seyn. Die Münzen wurden geliefert und die Geister entwichen, aber ohne den Ort, wo der Schatz liegen sollte, zu entdecken. Neue Verlegenheit! Sie mußten wieder beschworen werden, und, um sie zu gewinnen, wurden Münzen von altem Gepräge in gleich aufsteigender Linie vom Denier bis zum Doppel-Louis, von jeder Gattung drei Stücke und von ungleicher Jahrszahl, gefordert. Die Geister erklärten, daß sie den Ort des Schatzes nicht eher entdecken würden, als bis der gute Mann etwas Unreines, was er an seinem Körper habe, entfernt hätte. Der Mann glaubte, es wäre mit einigen Bädern in seinem Mühlbache abgethan; aber die weise Frau verständigte ihn, daß hier nicht von einer physischen, sondern von einer symbolischen Reinigung die Rede sey, und daß er ihr zu diesem Ende von allen reinen und unreinen Thieren seines Meierhofes ein Paar übersenden müsse. Der Mann erfüllte auch diese Bedingniß, aber das Unreine wollte nicht weichen; — da entwich dem Manne die Geduld, und er verklagte die Boulevard-Medea wegen Escroquerie (Gaunerei), die sie aber nicht eingestehen, sondern nur eine gute, nicht zu theuer bezahlte Lehre, der Einfalt gegeben, erblicken wollte. Die weise Frau mußte ins Gefängniß wandern, und das empfangene Geld ersetzen. Es ist Schade, daß die Sache vor einem profanen Gerichte anhängig gemacht wurde; hätte der gute Mann sich an Stillings Jünger gewendet, sie hätten ihm, durch Mittheilung der Gabe des Glaubens zu seinem Schatze, und somit der weisen Frau wieder zu Ehren verholfen.

9tes Heft. 2tes Stück.

Allgemeine Welt-Chronik

Zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn
Giebt es kein Nah' und kein Ferne.
Gleich nah' ist uns der Tod immer,
Und immer gleich fern.

Schilderung des Tones, der Lebensart und der Sitten der jetzigen Pariser.

Es giebt nicht leicht eine Sache, die nicht zwei Seiten hätte, und es ist oft sehr nützlich, auch die Kehrseite derselben heraus zu heben, um die Tugenden und Vorzüge, die sie hat, desto anschaulicher zu machen. Ein Engländer hat jetzt eine Schrift über Frankreich herausgegeben, welche sehr viel Wahres, aber auch, wie es scheint, manches Einseitige und Unrichtige enthält. Wir wollen unsern Lesern Einiges daraus über die Pariser mittheilen: „die jetzigen Großen des französischen Reiches nehmen einen stolzen, wegwerfenden Ton gegen diejenigen an, die sie für geringer ansehen; vor ausländischen Standespersonen hingegen machen sie die tiefsten Bücklinge. Um jeden Preis wünschen sie eben so, wie ihr Gebieter, einen genauen Umgang mit Hofleuten zu haben.

Die Regierung giebt dem Hange zur Pracht und zur Verschwendung alle Nahrung und Aufmunterung. Ihre Politik hat hierbei einen ganz natürlichen Zweck. Sie will durch das Beispiel die Ausschweifungen.... unterstützen und diejenigen entkräften, die während der Stürme der Revolution, oder als Plünderkommissaire im Auslande ein großes Vermögen zusammengehäuft haben. Hierdurch hofft man, sie gelehriger und gehorsamer zu machen. Alles ist auf Verarmung und Unterdrückung abgesehen, und der Unterschied des Reichthumes verschwindet nach und nach immer mehr. Es giebt in Paris keine Mittelklassen. Die Bürger sind Leute ohne Erziehung und ohne Kenntnisse. Zu Hause führen sie das erbärmlichste Leben, um nur Staat zu machen, wenn sie ausgehen.

Was die angesehene Klasse der Künstler zu Paris anbelangt, so ist ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Preise gerichtet, welche die Regierung aussetzt, um ihr Risse zu kaiserlichen Gebäuden vorzulegen. Bald überreicht man ihr den Plan zu einem kaiserlichen Palaste, bald zu einer kaiserlichen Kirche. Ueberhaupt gereichen die Fortschritte in den Künsten den Lehrern derselben wenig zur Ehre. Bei der letzten Ausstellung gab es unter zwei und siebenzig historischen Gegenständen 36 Gemälde, die Ereignisse der verächtlichsten Schmeichelei und Kriecherei waren.

Sicherlich rührt ein großer Theil von dem Leichtsinne der Pariser von der Unachtsamkeit auf diejenigen her, die sie regieren. Sie bekümmern sich gar nicht um die öffentlichen Angelegenheiten und lassen alles seinen Gang gehen. Dieser Leichtsinn zeigt sich auf verschiedenerlei Art; allein ich will hier blos auf einige Beispiele davon aufmerksam machen. Auf den zahllosen Kaffeehäusern von Paris sieht man Gruppen alter Politiker um den Ofen herum sitzen, der sich fast immer in der Mitte des Saales befindet; diejenigen, die sprechen, nehmen sich aber recht sehr in Acht, ein Wort über die politischen Neuigkeiten und Ereignisse zu sagen; dagegen sprechen sie ein Langes und Breites über die Kriege Türennes, über Colbert; die jungen Leute unterhalten sich von den Schauspielern und Schauspielerinnen, von neuen Komödien, neuen Büchern und neuen Moden, und lassen sich kein Wort über das, was sie am meisten interessiren sollte, über die öffentlichen Angelegenheiten, entfallen.

Der größte Theil der Pariser liest des Morgens die Zeitungen blos in der Absicht, um zu sehen, was man über die gestrigen Darstellungen auf dem Theater sagt, und zu erfahren, was heute Abends aufgeführt werden wird. Auch beschäftigt man sich mit Lösung von Räthseln, Charaden und Logogryphen, die man in diesen Blättern findet und für deren Lösung man bisweilen einen Preis verspricht. Um die ersten Paragraphen der Zeitungen, in denen von dem Kaiser und der Kaiserin die Rede ist, bekümmert man sich nicht

Die Geschäftsleute verrichten ihre Geschäfte des Morgens; wer keine hat, geht spatzieren, oder läßt sich auf den öffentlichen Promenaden nieder. Zu Mittage speist man sehr eilfertig, geht alsdann auf ein Kaffeehaus, wo man eine Tasse Kaffee oder ein kleines Glas Liqueur trinkt; hierauf verfügt man sich entweder wieder auf einen öffentlichen Spatziergang, oder ins Schauspielhaus, oder in ein Spielhaus, oder auf einen öffentlichen Ball.

Thee trinkt man gewöhnlich sehr spät. In diesen Gesellschaften wird kein Wort von Politik gesprochen; alle Aufmerksamkeit ist aufs Kartenspiel gerichtet. Die Geschäftsleute nehmen sich bei ihren Geschäften gar keine Zeit, und arbeiten so eilfertig, wie Verrückte.

Die Pariser treiben alle Geschäfte mit einander, selbst die unbedeutendsten, als ob sie aus lauter Gaunern beständen, und als ob jeder glaubte, sein Nachbar habe Lust, ihn zu betrügen. Daher wird auch alles, was sie vornehmen, durch eine Menge Formalitäten aufgehalten, so daß man beinahe mit nichts fertig wird, und die Antwort, die man hierauf erhält, lautet allemal, „daß hieran die Revolution Schuld sey;“ Männer und Weiber besuchen ohne Unterschied die Spielhäuser.

Die untern Volksklassen lassen alles, was sie verdienen, entweder im Spiele oder auf den Kaffeehäusern aufgehen, oder setzen es in die Lotterie, die man das ganze Jahr hindurch zieht. Die

Regierung selbst ist dabei im Spiele und zieht einen großen Gewinn davon, wovon die Polizei und ihre Spione besoldet werden.

Der sicherste Weg, wie man sein Gesuch bei einem Richter, oder einem Generale, oder einem Minister erhält, besteht darin, daß man sich an eine Frau wendet. Daher sind alle öffentliche und Privataudienzen mit Frauenzimmern angefüllt, die die geschäftigsten Unterhändlerinnen sind und ihr Geschäft am besten zu betreiben wissen. Hat ein Bürger ein Gesuch bei einem Großen oder Gewaltigen, so schickt er seine Frau, oder Schwester, oder Geliebte zu ihm, wählt aber jederzeit die Artigste darunter aus.

Eine Kriminalgeschichte.

Auf dem ....schen Dorfe in der Nähe der ehemaligen Reichsstadt ... standen Vormittags einige Bauern bei einander auf der Straße. Da sahen sie in der Entfernung einen Mann den Hügel herabkommen, dessen taumelnde Schritte und Bewegungen den höchsten Grad der Trunkenheit ausdrückten. Unwillig äußerten sie sich gegen einander über diese Erscheinung um eine so frühe Vormittagsstunde. „Wenn es noch Abends wäre," sagte einer von ihnen; „wollt' ich es gelten lassen; aber mit Sonnenaufgang muß dieser Mensch zu trinken angefangen haben, und wo will das aufhören?"

Der Taumelnde kam immer näher. Bald schien ihnen sein Gang mehr Folge einer großen Schwächung, als einer Ueberreitzung durch hitzige Getränke. Und so fand sich's denn auch, wie sie bald mit Entsetzen bemerkten. Es war ein Fremder, welcher gut gekleidet schien, mit Blute bedeckt war, und von Blute triefte. Kaum trugen ihn seine Füße noch zu den, ihm entgegen eilenden, Männern. Sie hatten ihn eben erreicht, da verließen ihn seine Kräfte, und er sank vor ihnen auf die Erde nieder.

Sie ergriffen den Unglücklichen, und trugen ihn in das nächste Wirthshaus. Ein Wundarzt war nicht in dem Dorfe, und der Blutverlust noch immer so stark, daß man seine Ankunft aus der Stadt nicht abwarten zu dürfen glaubte. Man wusch ihm die Wunden mit frischem Wasser aus, versuchte manches, was alte Hausbräuche in solchen Fällen verordneten, und mag durch übel angewandte Mittel wohl zur Beschleunigung seines Todes beigetragen haben.

Indeß wirkten sie zunächst wenigstens so weit, daß sich der Verwundete auf einige Augenblicke zu erholen schien. Der Amtmann, welcher sich an seinem Bette eingefunden hatte, benutzte diese kurzen Momente seines zurückkehrenden Bewußtseyns, um ihn über die Umstände seines Unglücksfalls zu befragen. „Er sey im Walde aus dem Wagen gestiegen, und seinem Bruder etwas vorangegangen. Da sey er plötzlich von Räubern angegriffen worden, deren erster Schlag ihn zu Boden gestreckt und ihm das Be-

wußtseyn geraubt hätte. Wie lang er so gelegen, wisse er nicht. Am Ende sey er aber von selbst wieder zu sich gekommen, habe sich aufgerafft, und den nächsten Weg eingeschlagen. Mein Bruder aber," wiederholte er mehrere Male, eh' er verschied, „ist unschuldig."

Diese Aussagen wurden in der gehörigen Form von dem Amtmann zu Papiere gebracht. Den Namen des Bruders hatte der Sterbende selbst angegeben, und bestätigten die bei ihm gefundenen Papiere. Es war ein junger Kaufmann aus der nächsten Stadt, und der Amtmann schickte sogleich in dieselbe, um die Anzeige von dem Vorfall an seine Behörde zu machen, und den Herrn von .... von dem Unglück seines Bruders, und von der Nothwendigkeit, sich in möglichster Schnelligkeit bei dessen Sterbebette einzufinden, zu benachrichtigen.

Nach einigen Stunden kam Herr von .... mit einer Postchaise angefahren. Man führte ihn in das Zimmer des Unglücklichen; aber dieser war bereits verschieden. Sein Schmerz äußerte sich auf eine männliche Weise. Er traf sogleich Anstalten zu der anständigen Bestattung seines Bruders, und erzählte dem Amtmann verschiedene Umstände, welche den Vorfall und die Trennung der beiden Brüder, von denen der Ermordete ein großer Liebhaber der Botanik gewesen war, und auch diesmal seiner Liebhaberei folgen wollte, ganz natürlich erklärten. Auch bat er den Amtmann inständig, doch die besten Maßregeln zu nehmen, um der Mörder habhaft zu werden; der rüstige Amtmann war aber dieser Bitte längst zuvorgekommen, und hatte schon vor mehreren Stunden verschiedene Trupps Bauern auf mehreren Wegen abgeschickt, die allmählich den ganzen Wald, in welchem der Mord vorgefallen war, umzingeln mußten. Um die Erzählung späterhin nicht durch das Resultat der Nachforschungen dieser Männer zu unterbrechen, bemerken wir, daß sich alles blos auf eine Pistole beschränkte, welche sie am Mordplatz fanden, die ganz mit Blut bedeckt war, und nach einem Schuß, dessen Spuren noch gefunden wurden, zum Schlagen gebraucht worden zu seyn schien. Letzteres schloß man daraus, daß der Hahn mit Gewalt heruntergerissen, und manche andere Theile an diesem Schießgewehr verdorben waren.

Der Amtmann wollte eben nach Hause gehen, als er unten die Wirthin mit dem Postknecht, welcher den Herrn von .... fuhr, im Streit fand. Sie behauptete, der Fremde, welcher zuletzt gekommen sey, sey nicht der nämliche, der diesen Morgen mit dem Verwundeten bei ihr eingekehrt wäre; der Postknecht hingegen bestand darauf, daß es derselbe sey, daß er aber andre Kleider angehabt habe, die er dem Amtmann beschrieb.

Letzterer wurde aufmerksam durch diesen Kleiderwechsel, ging wieder hinauf, und sagte dem Herrn von .... von dem Streit der beiden, über den er sich von ihm selbst Erklärung ausbitten müsse, indem ein gewissenhafter Beamter in solchen Fällen auch die geringfügigsten Umstände beachten müsse.

Herr von .... antwortete barsch: daß er nicht einsehe, wie seine Phantasien einige Wichtigkeit für den Herrn Amtmann haben könnten; daß es aber wohl nicht unbegreiflich sey, wenn man nach einer kleinen Reise, wo man Morgens früh aufgestanden sey, und also nicht die gehörige Toilette habe machen können, seinen Anzug völlig ändere.

Der wackere Amtmann mußte sich mit dieser Erklärung begnügen. Er ließ den Herrn von ...., der am andern Tage wieder zu kommen und der Leiche beizuwohnen versprach, abreisen, berichtete aber an die Obrigkeit der Stadt .... daß es doch wohl nicht ganz überflüssig seyn dürfte, dessen Garderobe zu untersuchen, indem der Kleiderwechsel in einer Kriminalsache von dieser Wichtigkeit ein Umstand wäre, welcher nothwendig in ein völlig klares Licht gesetzt werden müßte.

Wirklich war Herr von .... kaum zu Hause angekommen, als von Seiten der Obrigkeit seine Wohnung, und besonders seine Kleider mit größter Sorgfalt durchsucht wurden. Sein Benehmen dabei schien ihn von jedem Verdachte freizusprechen. Er öffnete selbst alle Schränke; aber die Kleider, welche nach des Postknechts Angabe am Morgen seinen Anzug ausgemacht hatten, fehlten. Dieses verdoppelte die Sorgfalt, mit welcher die Nachforschung über das ganze Haus ausgedehnt wurde. Man fand sie endlich, wo man sie nicht hätte suchen sollen, und fand auf ihnen eine Menge von Blutflecken.

Es begreift sich, daß Herr von .... jetzt festgesetzt wurde. Er läugnete mehrere Tage standhaft und überlegt, bis er endlich durch strenge Behandlung im Gefängniß zum Geständniß seiner abscheulichen Handlung gezwungen ward.

Blos durch die Begierde, seinen Bruder zu beerben, war er zum abscheulichsten aller Verbrechen bewogen worden. Er hatte demselben schon früher mit dem Tode gedroht, wenn er sich nicht mit ihm associren wollte. Der Bruder hatte immer den schlechten Stand der Zeiten vorgeschützt, und war mit dieser Weigerung von .... weggegangen, und von ihm nun zur Ausführung des fürchterlichen Verbrechens begleitet worden.

Einige Umstände lassen vermuthen, daß der Ermordete die Schuld seines Bruders verschweigen wollte. Diese Großmuth machte gar keinen Eindruck auf den Verbrecher, und zeigte die ganze tiefe Ruchlosigkeit seines Charakters, die sich später, da er, durch Gnade des Monarchen vom Rade losgesprochen worden war, in mehrern Gefängnissen und in seinen Bestrebungen, zu entweichen, entwickelt hat.

Anekdoten zur Naturgeschichte des Hundes und des Fuchses.

(Fortsetzung.)

4.

Die alten Spatziergänger des Luxemburg erinnern sich noch eines sattelfesten Neuigkeitskrämers, den man den Abbé Trente-mille-hommes (dreißig-tausend-Mann) hieß, dessen wahren Namen ich und viele andere nie wußten, und der jenen Spottnamen um der unerschrocknen Standhaftigkeit willen erhielt, mit der er die Rechte und Interessen aller gekrönten Häupter Europa's vermittelst dreißig tausend Mann entschied, die er nach Gutbefinden in diesem oder jenem Staate ausheben und marschiren, über Flüsse setzen, Berge ersteigen, Städte einnehmen und Schlachten gewinnen ließ. Als ein Schüler Turenne's liebte er große Armeen keineswegs, dreißig tausend Mann genügten ihm überall. Die Staatswirthschaft befand sich dabei besser. — — —

Die Einladung hieß: „Sultan, willst du zum Essen zu mir kommen?“ Einige benahmen sich auch wohl höflicher und sagten: „willst du mir die Ehre erweisen, heute mein Gast zu seyn?“

War er nicht schon versprochen, so nahm er die Einladung unter schmeichelnden Liebkosungen an; im entgegengesetzten Falle gab er ein kleines Dankzeichen, stellte sich dann aber sogleich dem, welcher früher ihn gebeten hatte, zur Seite.

Er folgte ihm Schritt für Schritt, verließ mit lustigen Sprüngen den Garten, verzehrte sein Mahl mit großem Appetit, machte tausend artige Späße, und betrug sich als liebenswürdiger Tischgenosse. Nach abgenommner Tafel säumte er sich noch eine kleine Weile sehr zufrieden: dann verlangte er höflich die Oeffnung der Thür; zögerte diese, so seufzte er erst, und ward hernach zornig.

Oefters versuchte man ihn zurückzuhalten, aber immer entwischte er und näherte sich denen weiter nicht mehr, die unter dem Scheine des Wohlwollens ihm das Sklavenjoch aufzulegen dachten.

Ein Unverständiger, der ihn vielleicht lieben mochte, dem es aber an Zartgefühl gebrach, um einzusehen, daß ein edles Gemüth nicht durch Zwangsmittel gewonnen wird, wagte einst ihn zu binden. — Darüber gerieth Sultan in heftige Entrüstung, er zernagte den Strick, biß denjenigen, der ihm solchen angelegt hatte, und eilte schnellen Laufes davon. Nie traf er seither den falschen und treulosen Freund, ohne durch heftiges Gebell ihm Vorwürfe über seinen Verrath zu machen, und mit verächtlicher Geberde von ihm zu scheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Wort des Marschalls von Sachsen über Holland.

Nach dem Achner Frieden (1748), worin Frankreich alle seine Eroberungen in den Niederlanden zurückgab, äußerte besonders der Marschall von Sachsen, der die Schlacht von Fontenoi (11. Mai 1744) gegen die Engländer gewonnen hatte, sehr große Unzufriedenheit. — „Wir konnten damals Holland wegnehmen!“ — sagte er. — „Wir konnten eine Republik wegnehmen, die die Quelle ewiger Kriege ist, denn diese Krämer, mit ihrer Marine und ihrem Golde, stiften unaufhörlich etwas an. Ueberdem sind sie natürliche Alliirte von unsern Todfeinden, den Engländern, warum zögerten wir demnach? Holland vernichten, heißt Englands rechten Arm abhauen. Unsere ganze Politik muß gegen England gerichtet seyn. Was nutzt die Schlacht von Fontenoi? Was hilft die Eroberung von Berg-op-Zoom? Wozu so viel vergossenes Blut? Wozu ein so ungeheurer Menschenverlust? Wenn man den Status quo herstellen wollte, warum

fing man den Krieg überhaupt an? Frankreich allein hat sich geschwächt; seine Feinde sind eben so stark, wie zuvor."

Der Graf von St. Severin, der den Frieden abgeschlossen hatte, stellte dafür folgende Vertheidigungsgründe auf. — „Holland überhaupt wegzunehmen" — sagte er — „lag gar nicht in unserm Plan; man wollte blos die Neutralität der Republik. Aber auch Holland nach der Schlacht von Fontenoi zu erobern, würde mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja vielleicht unmöglich gewesen seyn. Verzweiflung macht unüberwindlich; eine ganze Nation unter den Waffen ist mächtiger, als jede Armee. Aber hätten wir diese Eroberung auch gemacht, wozu hätte sie gedient? Ganz Europa hätte uns dann den Krieg erklärt. Die wahre Politik vermeidet alles, was Aufsehen machen kann, und schreitet lieber im Stillen vor. Man muß die Holländer schwächen, aber vernichten muß man sie nie. Holland ist eine Barriere gegen den Norden für uns."

Tagesvorfälle.

Preußen. Der alte Förster H. versprach bei einem Glase Punsch, daß seine Büchse, auf die er wie auf sein Leben hält, diesen jetzigen Feldzug mitmachen solle. Den andern Morgen kam ein Freund von ihm, um das Gewehr in Empfang zu nehmen. Der Förster schüttelte den Kopf und meinte, das ginge so nicht. Sein Freund äußerte etwas spitzig, daß sein gestriger Patriotismus wohl nur eine Folge der Erwärmung des Punsches gewesen sey. „Mein Freund!" entgegnete der Alte, „selbst was der Deutsche im Rausche spricht, muß er nüchtern halten. Aber es geht nicht mit der Büchse da, wie Sie denken. Hier lesen Sie selbst." Er reichte ihm ein altes vergelbtes Blatt Papier aus dem Schreibepulte. „Unser Aeltervater hat die Büchse dem Aeltesten in der Familie vermacht; wir dürfen sie nicht weggeben: das ist eine Ehrenbüchse. So lange sie in unsern Händen ist, hat sie noch nie gefehlt. Lieber Freund! von der Büchse kann ich mich nicht trennen; weiß Gott! ich kann nicht: aber sie soll mit in den blutigen Kampf. Und, Freund! sie wird ihre Schuldigkeit thun: dafür stehe ich Ihnen." — Hierauf nahm er sie von der Wand, drückte seine alte weinende Frau, die schon den kurz gefaßten Entschluß ihres Mannes erfahren hatte, und ging, um sich mit in Reihe und Glied zu stellen.

Preußen. Ein Freiwilliger handelte um ein Pferd. Der Verkäufer forderte 30 Friedrichsd'or. Der junge Jäger gestand, daß er nicht mehr als 60 Rthlr. darauf zu wenden habe. Der Handel zerschlug sich. „Wollen Sie das meinige probiren?" fragte ein Fremder, der die Unterhandlung mit angehört und einen flüchtigen Renner auf dem Platze herumgetummelt hatte. — „Probiren gern," antwortete der Jäger, aber kaufen? Sie haben gehört, was ich geben kann, und Ihr Pferd ist fünfmal mehr werth." — „Nun so versuchen Sie es wenigstens," entgegnete der Fremde und ließ den Freiwilligen aufsitzen. Der Fremde sah ihm lange mit Wohlgefallen zu. „Das ist ein herrliches Thier!" rief der Jäger. — „Nun, so nehmen Sie es!" sagte der Fremde lächelnd. — „Für meine 60 Rthlr.?" — „Nein! für den Preis ist es mir nicht feil: aber behalten Sie es, junger Mann, mir zum Andenken; das Pferd wird Sie nicht im Stiche lassen. Halten Sie sich brav. Gott sey mit Ihnen!" So sprach der edle Fremde und verlor sich unter der Menge.

9tes Heft. 3tes Stück.

Allgemeine Welt-Chronik

Wenn dich die Hoffnung flieht, so laß dir den Muth nicht entfliehen.
Hoffnung täuschet uns oft; Muth ist der Athem der Kraft.

Der Abzug der Franzosen und die Ankunft der Russen in Berlin. Enthaltend den Zeitraum vom 20. Februar bis 4. März 1813.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat man der französischen Armee eine Unfehlbarkeit sonder gleichen zugeschrieben. Die sind schlau, die lassen sich nicht überlisten, diesen ist nichts zu fein, war das Gerede hier und aller Orten. Ob es hier in diesen Tagen eine Bestätigung erhalten, wird folgende Erzählung beurtheilen lassen.

Am 20sten Febr. 1813 war die französische Besatzung in Berlin äußerst ruhig und sorglos. Viele Soldaten gingen ohne Waffen auf den Straßen noch um halb 12 Uhr Mittags spazieren, die Wachparade wurde um diese Zeit im Lustgarten abgetheilt, keine Wache war oder wurde verstärkt, und doch waren bereits seit 10 Uhr mehrere Kosaken vor den Prenzlauer und Schönhäuser Thoren. Davon wußten die Franzosen nicht ein Wort. Die Thore waren offen, und viele Menschen strömten hinaus, um die neuen Gäste zu begrüßen, und ihnen Essen und Trinken zu bringen.

Gegen 12 Uhr Mittags sprengten gegen 150 Kosaken in die Stadt, und wären es mehrere gewesen, so würde die ganze Besatzung von 7000 Mann sich haben ergeben müssen. Nirgends war Ordnung, und die Franzosen liefen alle einzeln oder in einzelnen Trupps mit den Bürgern zugleich herum. Die Mannschaft in der Caserne in der Münzstraße, so viel deren zu Hause waren, hatte sich nicht einmal herausgezogen, sondern schoß aus den Fenstern auf die heransprengenden Kosaken, schoß aber nicht diese, sondern einige Kameraden, welche erst nach Hause kamen, und einige Bürger todt.

Gegen 1 Uhr hatten sich die Franzosen endlich etwas auf dem Schloßplatz gesammelt, und die Hälfte von allen, welche nicht auf den Wachen waren, verfügte sich theils nach der Königsvorstadt, theils wurden die dasigen Thorwachen verstärkt. Der Schloßplatz und Lustgarten blieb bis in die Nacht mit Truppen und Kanonen besetzt, und als die Kosaken wieder abgezogen waren, wurde die Mannschaft von der Vorstadt herein beordert, und die Thore verrammelt.

Nun hätte man meinen sollen, daß der größte Theil der Be-

satzung wenigstens am anderen Morgen sich hätte vor die Stadt verfügen, die Russen aufsuchen oder ihnen entgegen gehen können, aber von dem allen geschah nicht viel. Nur wenige gingen zum Observiren hinaus, und ein Mehreres außer den Mauern der Stadt zu leisten, fand man sich, nach den Aeußerungen der Officiere, durch den Mangel an Cavallerie verhindert.

Am Morgen des 21sten hatten die Truppen sich auf der Promenade unter den Linden aufgestellt. Die ersten Vorposten standen auf der Schloßfreiheit, auf der Hundebrücke ein Piquet, ein noch größeres am Zeughause und bei des Königs Palais; die Opernbrücke konnte mit 3 Kanonen, jede der folgenden Querstraßen mit einer und das Brandenburger Thor ebenfalls mit 3 Kanonen bestrichen werden.

Erfahrne Militairs behaupten, daß dieser Sack für sie sehr gefährlich hätte werden können, wenn die Russen noch einmal und zwar verstärkt eingedrungen wären. Die eine Kanone auf jede der Querstraßen würde bald genommen worden seyn, und von der Infanterie hätten immer nur wenige sich aufstellen und feuern können. Selbst durch die Häuser der Lindenallee hätte man dringen können, indem diese mit denen in den dahinter laufenden Straßen größtentheils durch Höfe in Verbindung stehen. Eine größere Linie als straßenbreit hätten sie nicht formiren können, und sobald nur zwei von den neun Zugängen genommen worden wären, hätte keiner dem andern mehr zu Hülfe kommen können.

Die Stadt hat 3 Stunden im Umfange, eine schwache Mauer von 14 Fuß Höhe und 15 Thore. Dieser ganze Umfang war mit keiner einzigen Kanone, und jede Thorwache nur mit 40 bis 50 Mann besetzt. Nur allein das Brandenburger Thor konnte von innen mit 3 Kanonen bestrichen werden. An Cavallerie waren kaum hundert Mann in der Stadt.

Wenn die Russen ein Thor oder ein Stück Stadtmauer eingeschossen hätten, so wären sie wahrscheinlich Meister von der Stadt geworden, und hätten sie zugleich das Brandenburger und einige Nebenthore zu besetzen gesucht, so hätte von der ganzen Besatzung kein Mann entrinnen können. Man fragte sich überall auf den Straßen: handeln die Franzosen mit dieser Stellung nach der immer gerühmten Klugheit und Tapferkeit? oder wollen sie ihr Leben mit dem Wohl der Stadt zugleich aufopfern? Wir sind ja nicht in einer Festung, sagte man, und es sey wohl gebräuchlich, sich durch eine offene Stadt durchzuschlagen, aber nicht Sitte, darin den Feind zu erwarten. Warum besetzte und schloß man nicht sogleich die Thore, als die Kosaken zwei bis drei Stunden lang in der Stadt herumschwärmten? Man hätte ja diese Handvoll Leute alle fangen können.

Ob ihr Muth wieder gewachsen, oder ob sie den Vorstellungen von Seiten der Stadt Gehör gegeben, oder auch, ob sie das Mißliche ihrer Disposition selbst eingesehen haben, genug am 25sten Febr. wurde die Lindenallee wieder verlassen, das Bivaquiren da-

selbst hörte auf, mehrere Soldaten marschirten ab, andere wurden wieder einquartiert, und neue von der Oder gekommene Regimenter hatten die Dörfer auf der östlichen Seite der Stadt besetzt. Der Marschall Augereau hatte in der Nacht vorher die Stadt verlassen.

Am 22sten Februar trafen 800 bis 1000 Mann Cavallerie, von 8 bis 9 verschiedenen Regimentern, und mit ihnen der Vice-König von Italien hier ein. Dieser ging am anderen Tage nach Köpenick, und daselbst war also nun das Hauptquartier der sogenannten großen Armee. Wie groß sie in diesen Tagen noch war, hat man nicht erforschen können, aber anzunehmen ist, daß sie seit ihrem Rückzuge von der Memel, wo man sie auf 30,000 Mann höchstens schätzte, bis hierher wohl noch manchen Mann verloren hat. An der Oder hat sie sich vermuthlich mit der nach den Zeitungen 40,000 Mann starken Avantgarde der Elbarmee vereiniget, und rechnet man die große Armee mit dieser Avantgarde zusammen, so läßt sich ein recht hübscher Zeitungs- oder Bülletin-Artikel daraus machen.

Man hat aber Ursach, sowohl an der großen Armee, als auch an der 40,000 Mann starken Avantgarde zu zweifeln. Von der ersteren haben wir hier nichts weiter gesehen, als die 800 bis 1000 Mann Cavallerie und ein Regiment Infanterie, größtentheils Polen, welches am 25sten eintraf, und am 26sten weiter der Elbe zu ging. Einzelne Brocken, welche von Zeit zu Zeit eintrafen, machen keine Zahl von Bedeutung aus. Was sonst ankam, waren Regimenter von dem Grenierschen Corps, welches einige Wochen früher 20 bis 25,000 Mann stark der Oder zu ging. Daß die Mehrzahl von der großen Armee gleich von Frankfurt an der Oder aus nach Sachsen geflüchtet sey, kann man, wenn man will, annehmen; was jetzt der Vice-König bei sich hatte und noch erhielt, waren etwa 20 bis 25,000 Mann.

Am 26sten Februar übernahm der Marschall Gouvion St. Cyr das Kommando in der Stadt, und am Morgen des 27sten verließ der Vice-König auch schon wieder das so neue Hauptquartier, und verlegte dasselbe noch mehr zurück in das Dorf Schöneberg. Zugleich kamen 3 Regimenter Infanterie und 2 Regimenter Chasseurs zu Pferde, alles zusammen ungefähr 4000 Mann, hier an. Diese wurden nicht nach der gewöhnlichen Art, sondern alle auf die südliche Seite der Spree, dem Halleschen Thore zu, 40 bis 100 Mann in einem Hause einquartiert. Die Mannschaft durfte selbst des Nachts nicht aus den Kleidern, und was sonst noch an Truppen sich nach hiesiger Gegend gezogen hatte, mußte außerhalb dem Halleschen Thore bivaquiren. Vor diesem und anderen Thoren, theils innerhalb, theils außerhalb, wurden Gräben aufgeworfen, und in der Stadtmauer, nahe an den Thoren, in einer Höhe von 8 bis 10 Fuß, Löcher eingehauen, welche jedoch nur zum Durchgucken gebraucht wurden. Nur allein das Hallesche, Brandenburger, Oranienburger und Frankfurter Thor waren nicht gänzlich geschlossen, und wurden zu gewissen Stunden mit ängst-

licher Vorsicht aufgemacht. An allen anderen Thoren war die Erde aus den daselbst gezogenen Gräben mannshoch aufgeworfen. Am 28sten wurden auch die Brücken mitten in der Stadt mit Wachen besetzt, und zum Theil des Nachts aufgezogen.

In den folgenden 3 Tagen wurden zwei Bataillone und ungefähr hundert Pferde, nebst einigen Kanonen, zum Recognosciren ausgeschickt, und kamen, da es nicht ohne Scharmuziren abging, jedesmal verringert und zum Theil mit blutigen Köpfen wieder zurück. Gefangene Russen sah man niemals einbringen.

Aus dem hier Gesagten ergiebt sich, daß die Franzosen den Kopf eben so gut verlieren können, als die Deutschen, und daß sie, wenn ihnen nicht Hunderttausende von Menschen zu Gebote stehen, ebenfalls verzagen. Specielle Fälle von Einzelnen, welche sich am 20sten Febr. zutrugen, werden dies noch mehr bestätigen.

An jenem Schreckenstage für die Franzosen, am 20sten Febr., sprengten zwei Kosaken der langen Brücke zu, und eine hinter derselben aufgefahrne Kanone sollte eben auf dieselben abgefeuert werden, als einer von den dastehenden Einwohnern dem Kanonier die brennende Lunte aus der Hand riß, in den Koth trat, und andere die Kanone in den Winkel, den das Schloß und das Badeschiff bildet, zogen; zitternd ließen die Kanoniere alles geschehen. Ein Officier mit 30 bis 50 Mann stand auf der andern Seite, hatte bereits zum Anschlagen kommandirt, und einer der Bürger rief: das Gewehr in Arm! und die Soldaten folgten. Der Officier wurde mit Todtenblässe überzogen, und ging ab. Auf zwei Kosaken mit Kanonen und kleinem Gewehre zu feuern, wenn mehr als tausend andere Menschen in der Schußlinie sind, ist doch wohl kein Heldenmuth. Warum ließ man sie nicht herankommen, und forderte sie dann auf, sich der Mehrzahl zu ergeben? Jedoch das Gegentheil war an diesem Tage an der Tagesordnung.

Zu derselben Zeit fuhr im starken Trapp an der Stechbahnecke ein Pulverkarrn an einen Prallstein, daß die Stränge rissen. Die Einwohner bemächtigten sich des Wagens, schleppten ihn nach der Spree, und warfen Pulver und Wagen bei der Schleuse ins Wasser. Die Fuhrknechte hatten sich mit den Pferden eiligst davon gemacht, und kein Militair war da, oder hatte Lust, dies Verfahren zu hindern. Die Bürgerwachen und Polizeibedienten waren es nicht vermögend.

Die Thorwachen, da wo Kosaken herein kamen, streckten alle sogleich die Gewehre, und eben so die Hauptwachen vor dem Spandauer Thore und an der Dreifaltigkeitskirche. Zwei Kosaken waren überall hinreichend, 20 Mann zu entwaffnen. Der Ruf Kosak! erregte Zittern und Beben.

Ein französischer Oberst wurde mit 10 Dragonern, die Thore zu revidiren, geschickt, und einer von unsern Gensd'armerie-Officieren ihm zum Wegweiser gegeben. Der Letztere wollte zum Thore hinaus und außerhalb der Mauer reiten, aber der Oberst

bestand darauf, die Tour innerhalb längs der Mauer zu machen, und als man in der Gegend des Cotbuser Thores wirklich einige Kosaken in der Ferne erblickte, da trat der Herr Oberst den Rückweg an.

Ein General ritt in der Friedrichsstraße, in der Gegend von No. 16., und unglücklicher Weise kam aus der Ferne vor und hinter ihm der Ruf Kosak! Sogleich sprengte er in einen offenstehenden Hof, warf sich vom Pferde, gab einer dastehenden Frau einen Friedrichsd'or, lief die Treppe hinauf, und bat, ihn zu verbergen. Als es auf der Straße wieder ruhig geworden war, bat er, ihm einen alten Mantel und Mütze zu borgen, gab wieder einen Friedrichsd'or, und schlich sich zu Fuß davon. Nach einigen Stunden holte er in starker Begleitung zu Pferde sein Pferd wieder ab.

Das Betteln einzelner Soldaten bei den Bürgern, ihnen das Gewehr abzunehmen und sie zu verbergen, haben sehr viele Einwohner erlebt. Selbst in den folgenden ruhigern Tagen sah man nicht selten Soldaten, welche um andere Kleider, oder um einiges Geld zu dergleichen, weinend baten. Jeder wollte gern den Russen entlaufen.

Die Dreistigkeit der Kosaken war aber auch ganz außerordentlich. Bei der Stralauer Hauptwache ritt ein Einzelner gerade auf die dastehenden 14 Mann zu, griff sie jedoch nicht an, sondern ritt im Schritt vorüber. Die 14 Mann ließen dies auch geschehen. Drei andere nahmen einen Oberst in einem Hofe gefangen und führten ihn davon. Ein einzelner wurde in der Königsstraße von 8 Reitern verfolgt, und doch nicht erhascht. Von allen in die Stadt gekommenen haben nur zwei das Leben eingebüßt.

Man hätte nach diesen Vorkehrungen nun glauben können, daß die Franzosen sich hier wochenlang halten wollten. Unsere gute offene Stadt war in Belagerungszustand versetzt. Die Posten gingen nicht regelmäßig, die Märkte konnten nicht von den Landleuten versorgt werden, und Unheil vieler Art drohete uns. Aber der Tag der Erlösung war früher da, als man ihn erwartete. Der Himmel hing am 4ten März voller Wolken. Es gab Regen und Schneegestöber. Jedoch Märzschnee macht schön, und mit diesem fing sich der neue Tag und das neue Leben an.

Am 3ten März suchten einige Franzosen zu verbreiten, daß sie am Abend des 4ten, nach einer Convention mit den Russen, Berlin verlassen und die letzteren den 5ten Morgens einziehen würden. Sie, die Franzosen, wollten die Stadt nicht länger in Gefahr setzen, jedes Uebel von derselben abwenden, und deshalb hätten sie die Convention geschlossen. Eine solche Convention war zwar nicht geschlossen, aber die Vorspiegelung war eine Folge des wirklich beschlossenen Abzugs, da die Nachricht von Annäherung russischer Infanterie erfolgt war.

Bereits in der Nacht vom 3ten zum 4ten März, Morgens

um 4 Uhr, fingen die Franzosen an abzuziehen, und zwar ohne Trommelschlag, ohne einen Pfeifenlaut, selbst ohne vieles Gespräch. Zwei Stunden vorher hatten sich in einiger Entfernung bei jedem Thor- und Stadtwachthause hinlängliche Bürgergardisten eingefunden, und so wie die Franzosen ein Wachthaus verließen, besetzte die Bürgergarde dasselbe. Bald nach 5 Uhr meldeten sich die Kosaken an den Thoren, und wenn man nicht wollte, daß sie selbige sprengen sollten, mußte man sie einlassen. Die Gräben außerhalb und innerhalb der Thore waren in wenigen Minuten wieder ausgefüllt, und sogleich sprengten die Kosaken mit zwei Kanonen in die Stadt. Die Franzosen waren noch im Herausmarschiren. Mehrere wurden abgeschnitten und gefangen genommen. In der Wilhelmsstraße und am Halleschen Thore kam es zum wirklichen Feuern. Die Gräben, welche die Franzosen an dem Halleschen Thore gezogen hatten, waren jetzt Ursach, daß sie selbst nicht schnell genug fliehen konnten. Alles dies giebt den deutlichen Beweis, daß keine Convention mit den Russen Statt gefunden hat, denn sonst wären die Ersteren nicht noch in der Stadt angegriffen worden, und man hätte das Gefecht nicht gleich vor dem Thore fortgesetzt. Vom Morgen bis Nachmittag um 3 Uhr rückten ununterbrochen russische Truppen ein, Kosaken, leichte Cavallerie, Infanterie und Artillerie, zusammen 12, bis 13,000 Mann, von der Graf Wittgensteinschen Armee, und zum Corps des Fürsten Repnin gehörig. Die Cavallerie befehligte der General von Tschernitschef. Zwei Drittel von allen verfolgte die Franzosen, und die Uebrigen stellten sich im Lustgarten, auf dem Schloßplatze und unter den Linden auf. Mehrere von den Kosaken sprengten in der Stadt umher, und suchten diejenigen Franzosen auf, welche sich noch versteckt hielten und gern Abtrünnige von der großen französischen Armee seyn wollten. Man brachte mehr als 200 zusammen, und aus dem Wasser holte man am anderen Tage mehrere Gewehre heraus, welche friedlich gesinnte Franzosen selbst hinein geworfen hatten. In dem hiesigen französischen Lazareth fand man 1600 Kranke.

Gleich am Morgen waren auf dem Schloßplatze Wagen voll Brod, Heringe und Branntwein aufgestellt. Da konnte jeder Russe zulangen. Die Einwohner theilten jedoch aus eigenen Mitteln mehr mit, als dies Aufgestellte betrug. Jeder theilte mit, Speise, Trank und Herz. Ruß, Preuß, Bruder! sagten die Kosaken, und viele derselben hatten die preußische Kokarde aufgesteckt. So viele herzliche Händedrücke und Umarmungen, so viele Thränen der innigsten Freude, so viele Ausrufungen: Gott Lob, nun sind wir wieder frei! sind wohl in Berlin in einem ganzen Jahrhunderte nicht gesehen und gehört worden. Bärtige Kosaken wurden von zarten Frauen geküßt, und Flaschen mit ordinairem Branntwein, welchen die Ersteren ihnen zutranken, dreist an den Mund gesetzt. Wer konnte wohl Menschen etwas

Univ. Bibl. München

versagen, welche ihr Vaterland wieder erobert haben, und nun ihr Leben auch für das unsrige aufopfern wollen!

Aus den mehresten Fenstern weheten weiße Tücher und überall erscholl tausendfältiges Hurrah! Die russischen Officiere hatten vollauf zu thun, für den lauten Jubel des Volkes ihre Säbel und Degen zu neigen. Jedem Soldaten und gemeinen Kosaken sah man es an, daß er sich freue, zum Wohl eines Volks so viel beigetragen zu haben. Russen zu Pferde und zu Fuß, Geschütz und Berliner Einwohner, waren unter einander verkettet, als wenn dies schon Jahre lang so Gebrauch gewesen wäre. Kein Gensd'arme, so wie bei den Franzosen, hielt die Bürger ängstlich zurück, damit nicht etwa einer etwas erspähen könne, oder damit ihre Parade um so mehr imponire. Abends war die ganze Stadt erleuchtet, und weder die Russen noch die Polizei hatten dies befohlen.

Der General Tschernitschef machte durch einen Anschlag bekannt, daß durch sein Zusammentreffen mit den Franzosen noch in der Stadt die Ruhe derselben nicht weiter gefährdet werden solle. Zugleich zeigte derselbe an, daß der Major Graf Puschkin zum Platzkommandanten ernannt sey. Dieser Anschlag war mit dem Datum des alten und neuen Kalenders, nach russischer Gewohnheit, unterzeichnet, nämlich den 20. Febr. (4. März). Zufällig giebt dies zugleich eine Erinnerung an den 20sten Februar, wo sich hier die ersten Kosaken zeigten. Das Gouvernement übernahm einstweilen der Fürst Repnin.

Einquartiert wurde an diesem Tage kein Russe. Alle, welche die Franzosen nicht verfolgten, blieben für die Nacht unter freiem Himmel. Die Einwohner schickten ihnen aber reichlich warmes Abendessen.

So endigte sich dieser für Berlin so merkwürdige 4te März, und wohl jeder redliche Einwohner legte sein Haupt ruhiger nieder, als in der vergangenen Nacht, obgleich da die Thore recht gut geschlossen waren. Tausende von uns und Millionen außerhalb Berlin habe Jahre lang seufzend geklagt: eine solche Veränderung erleben wir nicht! und sie ist doch erfolgt, unvermutheter, als man dachte. Gott wird weiter helfen!

Edelmuth eines Kosaken.

Einst vernahm ein Kosak, im Nachsetzen des fliehenden Feindes begriffen, aus der Ferne ein leises Wimmern, das aus der Tiefe eines Abgrundes zu steigen schien. Er trat an den Rand desselben, rief, bekam aber keine Antwort, doch fuhr es fort zu jammern. Ohne sich lange zu besinnen, begann der biedere Kosak hinabzusteigen, und fand endlich in der Tiefe einen jungen französischen Officier, der in der Schulter durch einen Hieb verwundet und hinabgefallen war. Sich durch Worte zu verständigen, war

für Menschen unmöglich, die von den entgegengesetzten Enden Europas zusammengekommen waren, um sich zu vertilgen. Auch verlor der Anwohner des Dniepers keine Zeit damit, sondern versuchte, dem Leidenden aufzuhelfen. Doch dieser war so von Kälte erstarrt und durch seinen Fall zerschellt, daß er sich nicht vermochte auf den Beinen zu erhalten, noch weniger sich derselben, wie seine Kampfgefährten, zum Davonlaufen zu bedienen. Der edle Kosak wußte Rath. Er löset sein Wehrgehenk, befestigte sich den Franzosen damit auf den Rücken, und fing an, wieder hinaufzuklettern. Wenige Schritte hatte er gethan, als er auf dem Eise ausglitt, und mit seiner Last eine bedeutende Strecke hinabstürzte. Das Schlimmste war, daß er sich an seiner Lanze eine vom Blute strömende Wunde in den Schenkel schlitzte. Doch dies vermochte seinen menschenfreundlichen Eifer nicht zu lähmen, und endlich gelang es ihm, mit unsäglicher Mühe, oben an den Rand des Abgrundes wieder zu gelangen. Der kommandirende Officier lobte die edle That, und sorgte selbst für den Verwundeten. Dieser wurde, um völlig geheilt zu werden, in das Lazareth geliefert.

Wallensteins seltsame Manier, im dreißigjährigen Kriege zu werben.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatte sich im Volk ein Geist der Weichlichkeit eingeschlichen, nicht jeder mochte gern die Waffen ergreifen. Dies bewog den kaiserlichen Oberfeldherrn, der, wie bekannt, sehr eigenmächtig verfuhr, sich in den österreichischen Provinzen auf folgende Weise Soldaten zu verschaffen. Seine Werber mußten nämlich in die Häuser der Bürger und Landleute gehn, um die jungen Männer dort aufzusuchen, die sich zum Kriegeshandwerk eigneten. Fanden sie einen solchen, legten sie Handgeld auf den Tisch, und daneben — einen Strick. Das hieß: Laß dich anwerben oder hängen. Im Fall die Wahl das letzte traf, hatten sie Befugniß, gleich die Vollziehung zu besorgen. Es gab aber kein Beispiel dieser Art, sondern man griff hastig nach dem Gelde, und folgte den Wallensteinschen Fahnen.

Mannigfaltigkeiten.

„Nehmt ein Bund Stroh mit," sagte einst Friedrich der Große, als er im Jahr 1761 in die Schanze des Lagers von Bunzelwitz ritt, „damit ich nicht, wie in voriger Nacht, auf bloßer Erde liegen muß."

Allgemeine
Welt-Chronik

Starrsinn ziemt dem Verständigen nicht; doch minder noch Schlaffsinn.
Fehlt dir eigner Entschluß, bist du ein Kreisel des Glücks.

Der König der Hunnen, Attila, die Geißel Gottes (flagellum dei).

Das Schicksal der Reiche und das Loos der Regenten und Unterthanen ist nur zu oft in unglücksschwangern Zeiten das Werk eines einzigen Mannes, der gewaltig über andere hervorragt und mit seinem mächtigen Arme alles beherrscht.

Attila*) bahnte sich durch fluchwürdige Mittel den Weg zu seiner verderblichen Größe. Nachdem er mehrere, die seinen herrschsüchtigen Absichten hinderlich waren, ermordet, und vorzüglich seinen Bruder Bleta (Bleda), der einen großen Theil der Hunnen beherrschte, durch Ränke aus dem Wege geräumt hatte, unterwarf er sich dies ganze Volk; versammelte noch andere zahlreiche Nationen, die seinem Scepter dienten, und suchte die ersten Völker der Welt, die Römer und Westgothen, zu unterjochen. Sein Heer zählte fünf mal hundert tausend Krieger, nicht weniger durch ihren Geist als durch ihre Zahl furchtbar: denn die Hunnen, zwar klein von Gestalt, waren ein schlaues Volk, leicht in Bewegung, hurtig bei Unternehmungen, jeden Begriff von Wildheit übertreffend, grausam bis zur Unmenschlichkeit, wie ein Wirbelwind einherstürmend zum Verderben und durch Ränke und Raubsucht verwirrend alle Völker, die das Unglück hatten, ihre Nachbarn zu seyn. Ungehindert waren sie in Europa eingedrungen; niemand hatte gewagt, ihnen zu widerstehen; die Fürsten mit ihren Völkern waren geflohen oder hatten sich ihrer Willkühr unterworfen.

Attila war ein würdiger Anführer eines solchen Heeres; ein Mann, zur Erschütterung der Welt geboren, die Furcht aller Länder, der Gebieter der Könige, der auf wunderbare Weise unter allen Völkern berühmt war, und alles durch die furchtbare Meinung, die er von sich verbreitet hatte, mit Schrecken erfüllte. Sein Gemüth war immer voll kühnen Vertrauens, auf Verheerung des Erdbodens gerichtet, um so mehr, weil er durch das verhängnißvolle Schwert des Mars, was für ihn aufgefunden war, sich zum Herrn der ganzen Welt, und zu mächtiger Kriegführung berufen glaubte. Klein von Person,

*) Nach der 1806 erschienenen Schrift: Attila, der Held des fünften Jahrhunderts. Der Geist des größten Geschichtsschreibers der Deutschen weht und lebt zum Sprechen in diesem Gemälde.

ging er stolz einher, warf hier und dorthin sein Auge, daß die Macht des Hochmüthigen schon in der Bewegung des Körpers sichtbar war. Er liebte den Krieg, wiewohl er selbst nicht focht; war stark in Entwürfen, erbittlich gegen Flehende, gnädig gegen Schutzergebene, schlau und fast unfehlbar im Ausspüren geheimer Feinde. Mit seiner Kunst wußte er zu fechten, ehe er Krieg begann; wußte hier durch Drohung, dort durch Waffenbewegung seine Zwecke zu verfolgen und sparte nicht Höflichkeitsbezeigungen noch Schmeicheleien, um seinen trugvollen Vorstellungen Glauben zu verschaffen.

Attila verwüstete das östliche Reich und erpreßte so unermeßliche Summen, daß aller Wohlstand durchaus zu Grunde ging, daß die Reichsten in Byzanz den Schmuck ihrer Frauen sammt ihrem Hausgeräthe öffentlich feil bieten mußten, ja sich aus Verzweiflung das Leben nahmen. Es wurden zwar Verträge mit ihm geschlossen, wobei man sich anheischig machte, gewisse Summen jährlich ihm zu bezahlen, allein der Unbegnügte erneuerte seine Forderungen und steigerte die Summen, so oft es ihm gefiel, und nöthigte die Erschöpften durch Androhung des Krieges immer härtere Verpflichtungen einzugehen. Die Römer stellten sich zwar, als schlössen sie freiwillig diese Verträge, allein es zwang sie die Noth, daß sie jedes Gebot, wie hart es auch war, sich gefallen ließen, um nur des Friedens theilhaftig zu werden. Attila mit Verachtung sehend ihre Fügsamkeit und den Eifer, den sie bewiesen, aus Furcht, daß die Verträge von ihm gebrochen würden, schickte, wem er von seinen Freunden Gutes erzeigen wollte, zu ihnen, Ursachen und Vorwände nichtig ersinnend. Sie aber gehorchten jedem Gebote und beobachteten jeden Befehl ihres Gebieters, was er auch vorschreiben mochte, denn sie scheueten den Krieg mit ihm zu erneuern. Demüthig daher sich erniedrigend, verehrten sie den Attila und bewogen ihn dadurch, nur desto übermüthiger sich zu beweisen. Stolz in Gang und Blick, mit unveränderlicher nie verzogener Miene, und nichts sagend oder thuend, wobei das geringste Lächeln sich verrathen hätte, lieh er doch gern der Schmeichelei sein Ohr, auch wenn sie auf die niedrigste Weise sich in Ausdrücken ihrer leeren Huldigung erschöpfte. So rettete ein scythischer König, da alles um ihn her von Attila unterjocht wurde, sein Land und seine Herrschaft, indem er mit geheuchelter Ehrfurcht sich weigerte, vor ihm zu erscheinen. „Schon die Schreibe der Sonne, sprach er, darf niemand ohne Schmerzen ansehen, wie viel weniger das Angesicht des größten Gottes!“

Welche Stadt, rühmte er sich den Byzantinern ins Angesicht, oder welche Burg möchte von ihnen erhalten werden, deren Eroberung Er beschlossen habe? Krieg oder Leistung des Geforderten habe man zu wählen, war gewöhnlich die Antwort, womit er die Gesandtschaften der Könige entließ. Sein außerordentliches Glück und die durch dieses Glück erlangte Macht hatten ihn so überhoben, daß er nicht mehr Rücksicht nahm auf Vorstellungen

der Gerechtigkeit, wenn er nicht glaubte, seinen Vortheil dabei zu finden. Noch nie hatte ein Beherrscher so Großes in so kurzer Zeit vollbracht, und dennoch strebte er mit rastloser Seele nach Zuwachs des Gegenwärtigen, und suchte immer mehr seine Herrschaft zu vergrößern.

Die Coptischen Klöster im Thale Natroun, nach der Schilderung des Generals Andreossy.

In dem von mehrern, zum Theil ziemlich großen und durch Sandbänke von einander getrennten, Seen bewässerten Thale Natroun, welches ein dreißig Meilen langer, oben ganz flacher, einer Wüste gleichender Bergrücken, dem kaum eine Pflanze entkeimt, und der nur äußerst selten von einem lebendigen Geschöpfe betreten wird, vom Nilstrome abtrennt, befinden sich mehrere schon im vierten Jahrhundert gestiftete, vermuthlich aber seither zu verschiedenen Malen wieder erneuerte Coptische Klöster. Drei dieser Ordenshäuser haben die Gestalt eines länglichen Vierecks, und sind mit gut aufgeführten und wohl unterhaltenen Mauern umgeben, an deren obern Theile sich etwa vier Fuß breite Trottoirs hinziehen. Ueber diesen Trottoirs sind theils in der Mauer selbst, theils so, daß sie einen Vorsprung bilden, Schießscharten angebracht, durch welche hindurch die Mönche, da ihnen der Gebrauch der Feuergewehre in ihrer Ordensregel untersagt ist, mit Steinen gegen die Araber sich zu vertheidigen suchen. Jedes dieser Klöster hat nur einen einzigen, kaum vier Fuß hohen, und dritthalb Fuß breiten Eingang. Das sogenannte Kloster der Syrer ist im Besitze des Wunderbaumes von Sankt Ephrem. Von diesem sagt die Tradition, es seyen in den ersten Zeiten des mönchischen Eifers die Klostergeistlichen bei dem heil. Ephrem mit Klagen darüber eingekommen, daß das Erdreich in ihren Sandwüsten nichts hervorbringe. Der Heilige, um sie auf die Probe zu setzen, und ihren Eifer noch mehr anzufachen, habe hierauf einem seiner Proselyten befohlen, seinen Stock in den Sand zu pflanzen, mit dem Bedeuten, daß derselbe zu einem Baume erwachsen werde. Mit widerstrebendem Herzen soll der junge Mönch gehorcht, der Baum aber durch ein Wunder Wurzeln und Aeste getrieben, und sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wahr ist es, daß in dem Kloster noch gegenwärtig ein sechs und zwanzig Fuß hoher und zwölf Fuß im Umkreise habender Baum steht, welcher der Baum von Sankt Ephrem, oder des Gehorsams, genannt wird. Es ist ein indischer Tamarindenbaum, und die syrischen Mönche glauben die einzigen zu seyn, die einen solchen besitzen.

Die Zellen der Mönche sind kleine Schlupfwinkel, in welche das Tageslicht einzig durch den etwa vier Fuß hohen Eingang hinein dringt, und in denen, außer einem Wasserkruge, einem

Gefäße zur Abkühlung des Wassers, Qolleh genannt, und einer Matte nichts weiter von Geräthschaften zu finden ist. Ueberall herrscht Unordnung und eine ans Ekelhafte gränzende Unreinlichkeit. Das Einzige, was sauber gehalten wird, sind die mit sehr grobgemalten Bildern verzierten Kapellen und Kirchen. Da die Armuth den Mönchen nicht gestattet, für die Ausschmückung ihrer Kirchen großen Aufwand zu machen, so behelfen sie sich mit Nachmachen; so findet man z. B. statt silberner Lampen bei ihnen Lampen von Straußeneiern u. s. w.

Die meisten dieser Ordensgeistlichen sind entweder einäugig oder blind, und haben ein trauriges, unruhiges und verstörtes Aussehen. Sie leben von einigen Einkünften, und vornehmlich von Almosen. Ihre Nahrung besteht in Bohnen und Linsen, die mit Oel zugerichtet werden. Ihre Zahl beläuft sich dermalen im Kloster von El-Baramous auf neun, im syrischen Kloster auf achtzehn, in demjenigen von Anba-Buhay auf zwölf, und in einem vierten auf zwanzig Mönche; mit neuen Ankömmlingen versieht sie alle der Patriarch von Kairo.

Worin die Lebensfreuden und Genüsse dieser frommen Cönobiten bestehen mögen, ist unbekannt. Wir konnten, so erzählt der General Andreossy, nicht das Mindeste bemerken, was hätte vermuthen lassen, daß sie sich mit der Cultur ihres Geistes oder mit irgend einer Handarbeit beschäftigen. Ihre Bücher sind lauter ascetische, auf Pergament oder Baumwollenpapier, theils in arabischer, theils in coptischer Sprache geschriebene Manuscripte. Die coptischen sind am Rande mit einer arabischen Uebersetzung versehen; einige dieser Letztern, die etwa sechshundert Jahre alt seyn mögen, haben wir mit nach Frankreich gebracht.

Gegen die Araber üben die Mönche, nothgedrungen, die Pflicht der Gastfreundschaft aus; dabei müssen sie beständig auf ihrer Hut seyn, und wenn sie von einem Hospitium zum andern reisen, so geschieht dies immer nur des Nachts. Die Araber auf ihren Streifzügen ermangeln nicht, in den Klöstern einzukehren, daselbst zu essen und ihre Pferde zu füttern.

Bei dem Zustande von Furcht und Unterdrückung, in welchem die Klosterbewohner des Thales von Natroun leben, hegen sie einen entschiedenen Widerwillen und Haß gegen jedermann, welcher der herrschenden Religion mit Eifer zugethan ist, und die Macht der Vorurtheile ist hier so groß, daß die Verschiedenheit der Religion, und sogar der Sekten, nicht blos Christen und Mahomedaner, sondern unter diesen Letztern selbst diejenigen zu geschwornen Feinden macht, die rücksichtlich auf einzelne Lehrsätze von ungleichem Glauben sind. Voll frommen Eifers fragte man den Verfasser dieser Nachrichten in diesen heiligen Ruhestätten, wenn man jetzt einmal alle Muselmänner umbringen werde?....

Gleichwohl ereignet sich zuweilen, daß Eigennutz und Aber-

glaube die abgesagtesten Feinde zusammen bringt. So sendet etwa ein Muselmann aus einer benachbarten Provinz, der ein Taubenhaus zu errichten gedenkt, einen Expressen mit dem üblichen Geschenke in die Klöster der Wüste. Die guten Väter nehmen die Gabe an, und senden hinwieder an den Geber einen mystischen Zettel zurück, der, in das Taubenhaus eingelegt, dem allgemeinen Glauben zufolge, den Flor und die Bevölkerung der neuen Colonie soll befördern helfen.

Anekdote.

Der Graf von Flamarens hatte sich, nachdem er seine Laufbahn im Militär ruhmvoll beendigt, auf ein Landgut zurückgezogen, weil er bei seinen beschränkten Vermögensumständen nur dort noch, bei kluger Sparsamkeit, seinem Stande gemäß leben konnte. Ein Prozeß, den er schon in zwei Instanzen gewonnen hatte, der aber von seinem Gegner in der letzten anhängig gemacht worden war, zwang ihn, sich persönlich nach Paris zu begeben. Er machte den Weg dahin zu Pferde in kleinen Tagereisen. Als er bei dem Gehölze von Fontainebleau vorbeiritt, sah er eine Menge Reiter, die ihm entgegen kamen, und, dem Anscheine nach, alle nach einem und demselben Orte hineilten. Aus Neugier beschloß er, ihnen zu folgen, sollte er auch einen kleinen Umweg machen. Als er eine Weile geritten war, kam er in einem Dickicht auf einen großen runden Platz, wo er viele ziemlich schlecht gekleidete Leute fand, die von ihren Pferden gestiegen waren und diese an Bäume gebunden hatten. Er glaubte, er sey unter eine Räuberbande gerathen. Sich durch die Flucht zu retten, schien ihm unmöglich, denn auf dem einzigen Wege, den er dazu noch vor sich sah, kamen ihm schon mehrere Reiter von ähnlichem Aeußern entgegen. In dieser Verlegenheit hielt er es für das Beste, sich zu stellen, als gehöre er ebenfalls zu der Gesellschaft. Er stieg also vom Pferde und band solches an einen Baum. Doch seine Unruhe wurde noch größer, als er bemerkte, daß die ganze Versammlung nach ihm hinblickte, und einzelne zusammentraten, mit einander flüsterten, ihn aber dabei nie aus den Augen ließen. Endlich kam einer gerade auf ihn zu, und fragte ihn mit einiger Verlegenheit: „Mein Herr, was suchen Sie hier!“ Der Graf, noch immer in der Meinung, unter Räubern zu seyn, antwortete mit festem Ton: „Ohne Zweifel, mein Herr! eben das, was Sie hier suchen.“ Der Frager entfernte sich, kehrte zu den andern zurück, und es entstand ein neues noch lebhafteres Geflüster. Endlich nahte sich ihm wieder einer von der Gesellschaft und bot ihm zweihundert Louisd'or, wenn er sich sogleich entfernen wolle. Sehr überrascht über ein so unerwartetes Anerbieten, fand der Graf das Abenteuer jetzt spaßhaft, und ohne sich die Sache erklären zu können,

antwortete er auf gut Glück, die angebotene Summe sey nicht groß genug. Der Abgeordnete meldete dies der Versammlung. Neue Berathschlagung, neues Geflüster; das erste Anerbieten wurde wiederholt, und als solches nicht angenommen wurde, bot man fünfhundert Louisd'or, die man sogleich baar in schönen blanken Goldstücken aufzählte. Dem Grafen war alles ein Räthsel, er strich indeß das ihm angebotene Geld ein, bestieg wieder sein Pferd und ritt davon. Die ganze Gesellschaft wünschte ihm auf das höflichste eine glückliche Reise, und schien wenigstens eben so froh zu seyn, ihn los zu werden, als er es war, daß er diese saubere Gesellschaft verlassen dürfe. Als er nach Melün kam, war es das erste, daß er sich über sein Abenteuer Aufschluß zu verschaffen suchte. Er erfuhr hier, daß ihn der Zufall gerade zu der Zeit in das Gehölz geführt, wo eben ein großer Theil desselben öffentlich versteigert werden sollte. Alle dort anwesende Leute waren eine Gesellschaft Aufkäufer, die ihn für einen gefährlichen Mitbewerber gehalten, der durch sein Gebot ihnen den Preis des Holzes sehr vertheuren werde. Sie hatten ihn daher gern mit dem ihm ausgezahlten Gelde abgefunden, um nicht durch seine Dazwischenkunft und sein Gebot noch größern Schaden zu leiden. Nach der Beendigung seines Prozesses fesselte den Grafen von Flamarens nichts weiter an Paris und Versailles, und er war daher darauf bedacht, sobald als möglich wieder nach seinem Landgute zurückzukehren. Der Kardinal Fleury äußerte einst gegen seinen Kammerdiener Barjac, daß ihm die Abreise des Grafen sehr unlieb sey. „Es hängt nur von Ew. Eminenz ab," versetzte Barjac, „den Grafen hier zu behalten, wenn sie ihn in eine solche Lage setzen, daß er mit seiner Familie, seinem Stande gemäß, bei Hofe leben kann." Vergiß nicht, Barjac, antwortete der Kardinal, daß ich nur der Verwahrer und Verwalter der öffentlichen Einkünfte bin; es ist also meine Pflicht, sie einzig zum Besten des Staats zu verwenden, ohne Rücksicht, mir dadurch einen Privatvortheil oder ein Vergnügen zu verschaffen. „Gnädiger Herr! Ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihr Zartgefühl oder Ihr Gewissen verletzen könnte; aber das Abenteuer, das dem Grafen bei seiner Herreise nach Paris zugestoßen ist, hat mich auf eine Idee gebracht, wodurch ihm, ohne Nachtheil für den König, geholfen werden kann." Nun erzählte er ihm auf eine drollige Art, was sich mit dem Grafen in dem Gehölze bei Fontenaibleau zugetragen, und der Kardinal fand die Sache sehr spaßhaft. Da Barjac den Kardinal bei sehr guter Laune sah, so benutzte er diesen Umstand und setzte hinzu: „Gnädiger Herr! morgen werden in einem Saale des Louvre einige Generalverpachtungen des Königs öffentlich versteigert werden. Erlauben Sie blos, daß der Graf von Flamarens in einer von ihren Equipagen, von Ihren Bedienten begleitet, sich dort hinbegeben darf. Er mag sich daselbst ganz leidend verhalten und ruhig abwarten, was ihm durch ein glückliches Ungefähr zu Theil werden wird." Der

Kardinal fand den Einfall lustig, und er gab daher sehr gern seine Zustimmug zu diesem Vorschlag.

(Der Beschluß folgt.)

Graf von Wittgenstein im Jahre 1653.

Es ist nicht das Erstemal, daß Preußische Truppen unter dem Befehl eines Grafen von Wittgenstein stehen. Als der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große mit dem Pfalzgrafen von Neuburg über die Clevische Erbschaft zerfiel, ließ er 82 neue Kompagnien Fußvolk und 12 Eskadronen Reiterei aufrichten. Bei dieser Gelegenheit trat ein Graf von Wittgensteln — ein Ahnherr des jetzigen Russisch-Kaiserlichen Generals en chef — mit 3 Regimentern zu Fuß und 3 Regimentern zu Pferde in seinen Dienst. Also ist 1653 bereits geschehen, was sich 1813 zur großen Freude unserer Krieger wiederholt. Ein Held aus dem Hause Wittgenstein befehligt sie.

Eine Merkwürdigkeit aus der Familie von Lützow.

Der junge heldenmüthige Mann, welcher jetzt ein zahlreiches Freicorps errichtet, hatte einen Ahnherrn, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte, und wegen seiner ungemeinen Leibesstärke, die an einen Milo von Kroton und Polydamas erinnerte, berühmt war. Dieser Herr von Lützow konnte seinen Finger in ein mecklenburgisches Zweidrittelstück drücken, auch einen Speciesthaler nach dem andern in Eichen werfen, daß niemand sie mit den Fingern wieder herauszuziehn vermochte. Und von dieser Naturgabe hatte sich auch viel auf seine Tochter verpflanzt. Ein glaubhafter schlesischer Cavalier, welcher ehemals in holsteinischen Diensten als Grenadierkapitain gestanden hatte, erzählt in einer Druckschrift, daß er mit diesem Fräulein von Lützow, damals etwa 20 Jahre alt, sich in Gesellschaft befunden, und sie im Scherz festgehalten habe. Darauf habe sie gesagt: Herr Kapitain, wenn ich Sie wieder halte, werden Sie so leicht nicht loskommen. Darauf sey er von ihr, mit einer Hand, vor der Brust, am Kleide ergriffen, und mit steifem Arm eine lange Zeit hoch schwebend gehalten worden, ob er gleich sehr groß und stark gewesen sey. Er habe nun die besten Worte geben müssen, um nur wieder an den Boden gestellt zu werden, und gesagt: Ich wünsche mir zwar Ihro Gnaden Gewogenheit, doch nicht, wieder unter Ihre Hände zu kommen.

Beitrag zur Charakteristik der Vögel.

An einem warmen Frühlingstage bemerkte ich ein Nest auf einem Baum, und nicht weit davon die Mutter der jungen noch nicht flügge gewordenen Sperlinge, welche sich dort befanden. Ein anderer Sperling kam herzugeflogen, und wollte sich mit der Mutter, die ihre Brut zu hüten schien, in zärtliche Liebkosungen einlassen; sie wollte aber von nichts wissen, und der mit seinen Anträgen abgewiesene Liebhaber sah sich endlich veranlaßt, auf einem der nächsten Bäume auszuruhen, und (wahrscheinlich) den Augenblick der Rache zu erwarten; denn kaum verließ die Mutter, welche sich vor den Verfolgungen des ungebetenen Liebhabers sicher glaubte, ihre Jungen, um Nahrung für sie zu suchen, so flog jener wie ein Pfeil auf das Nest zu, nahm einen der Sperlinge in seinen räuberischen Schnabel, und eilte davon. Er war ungefähr zwanzig bis dreißig Schritte mit seiner Beute geflogen, als er den jungen Sperling herabfallen ließ, seines Todes sich zu freuen schien, und triumphirend davon flog.

Tagesvorfälle.

Preußen. Ein Kosak hatte einen Transport von Kriegsgefangenen bis nach Berlin eskortirt, wo sie, eben erst angekommen, sich auf den Straßen neben den Linden gelagert hatten, vermuthlich auf Anweisung der Quartiere wartend, und er bei ihnen Wache hielt. Unterwegs war der Proviant knapp gewesen; die Gefangenen waren sehr hungrig. Der Kosak knüpfte seinen Gürtel los, zog einen Sechslivrethaler hervor, rief einen Straßenbuben, der ihm zunächst stand, und bat ihn, für dieses Geld Brod vom Bäcker zu holen. Der Junge sprang fort, soll aber noch wieder kommen. Nachdem der Kosak ihn eine gute Weile vergebens erwartet und auf ihn gesucht hatte, wandte er sich an einen rechtlich gekleideten Mann, der eben vorüber ging, machte sich ihm verständlich, so gut er konnte, knüpfte zum zweiten Male seinen Gürtel auf, holte den zweiten Sechslivrethaler hervor, und ersuchte ihn, ihm Brod dafür zu verschaffen. Der Mann (ein angesehener Beamter, aus dessen eigenem Munde diese Erzählung entnommen worden) ging zum nächsten Bäcker, nahm einen Jungen mit einem Korbe mit, und brachte dem Harrenden bald das verlangte Brod. Der Kosak zerschnitt es in große Stücke und theilte es aus. Einer der Gefangenen wurde dadurch so gerührt, daß er aufstand und ihm dankend die Hand schüttelte. Da umarmte ihn der Kosak und sagte: „Ich Christ, du Christ."

9tes Heft. 5tes Stück.

Allgemeine Welt-Chronik

Wirf einem Zwerge dich zu Fuß,
Wächst er nicht plötzlich auf zum Riesen?
Besteige den Montblanc, und Grimsel und Gotthart muß
Sich gleichen mit des Thales Wiesen.

Die Deutschen vor zweitausend Jahren und Deutschland im Jahr 1813.

Cäsar war der erste Römer, der von Frankreich aus über den Rhein nach Deutschland ging; und das geschah nicht lange vor Christi Geburt. Die Römer kamen aus einem warmen Lande, und fanden es in unsern Gegenden sehr kalt. Dies verleitete sie zu mancher übertriebenen Schilderung von unserm Vaterlande.

Deutschland war damals größtentheils mit Waldungen und Sümpfen bedeckt; daher feuchter, kälter und unfruchtbarer, als jetzt, wo die Ausrottung der Wälder das Clima gemildert hat.

Damals war Deutschland an Gartengewächsen und Obstbäumen arm. Man bauete nur Hafer und Gerste. Aus jenem bereiteten die Deutschen ein Mus zum Essen, aus der Gerste brauten sie Bier. Der einzige Reichthum dieses Volkes war zahlreiche Heerden, viel Ochsen und Pferde zu besitzen. Wilde Thiere und Vögel fanden sich in Menge im Lande. Gold und Silber kannten die alten Deutschen nicht. Der Hauptzug ihrer Sinnesart war lebhafte Neigung zum Krieg. Ihrer Größe wegen hatten die Römer sie gern zu Soldaten. Aus diesem kriegerischen Sinne entstand auch das Recht des Stärkern bei den Deutschen, daß derjenige nämlich immer herrschte, der der Stärkste und Tapferste befunden wurde. Ihre liebste Beschäftigung war die Jagd; ihre Nahrung bestand in Milch, Käse und Fleisch.

Als muthvolle Krieger waren sie auch Feinde jeglichen Zwangs. Die Bestellung der Felder und die Sorge um das Hauswesen überließen sie den Weibern, den Alten und Schwachen. Das Vorrecht freier Männer war essen, trinken, jagen und kriegen.

Ruhmwürdig aber war unserer Vorfahren Treue und Redlichkeit. Was ein Deutscher versprochen hatte, das hielt er unverbrüchlich. Lesen und Schreiben war bei den alten Deutschen nicht gewöhnlich, doch hatten sie Gedichte, welche sie miteinander sangen, oder die ein Einzelner vorsang, und worin die Heldenthaten ihrer Vorfahren zur Ermunterung der anwachsenden Jugend gepriesen wurden. Ihre Lieblingsschauspiele waren, Jünglinge nackt zwischen mehreren gegen einander gerichteten Spießen und Schwertern allerhand Wendungen und Sprünge machen zu sehn, ohne daß sie sich

verletzten. Ihre Häuser waren roh, aus Lehm aufgeführt, und oft nur Zelte. Ihre Kleidung waren Thierfelle; von den Römern lernten sie bequemere Kleider verfertigen, und die deutschen Frauen und Mädchen gewannen bald den Putz lieb, und wußten unter andern durch eine künstliche Seife die schöne Farbe ihres Haares zu erhalten, so daß selbst die eiteln Römerinnen diese Seife aus Deutschland nach Rom kommen ließen.

Die große deutsche Nation war in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die zwar oft unter sich uneins waren und sich bekriegten, in ihren Sitten und ihrer Verfassung aber sehr miteinander übereinstimmten. Liebe zur Freiheit und Neigung zum Kriege war die Seele ihrer Handlungen. Sie lebten nicht in Städten, sondern in kleinen Dörfern neben einander, und selten beherrschte ein kleiner Fürst ein großes Gebiet. Doch war es die größte Ehre, wonach die vornehmsten der Nation trachteten, ein zahlreiches Gefolge von Leuten um sich zu haben, die bereit waren, an ihrer Seite zu fechten, und Ehre und Gefahr mit ihnen zu theilen. Je berühmter einer durch Tapferkeit war, desto leichter gewann er eine solche Begleitung; und selbst Vornehme begaben sich in das Gefolge eines berühmten Helden, um den Krieg zu lernen. Nichts geht über die Anhänglichkeit, womit ein solches Gefolge seinem Anführer ergeben war. Ihn überleben, wenn er im Gefechte blieb, war die größte Schande; die Fürsten stritten um den Sieg, das Gefolge stritt für den Fürsten. Diese Tapferkeit machte sie allen ihren Nachbarn furchtbar. Die Römer suchten nicht blos eine Menge von Deutschen als Soldaten in ihren Diensten zu haben, sondern vertrauten ihnen zuletzt die Anführung ihrer eignen Heere. Die römischen Kaiser hörten es gern von sich rühmen, daß sie Deutsche besiegt hätten; sie hielten in Rom Triumphaufzüge, daß Deutschland besiegt sey, und Deutschland war und blieb unbezwungen. Eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt wurde, mußte man den nämlichen Deutschen auszahlen, um sich von ihnen Ruhe und Frieden zu erkaufen. Auch wagten sich die Römer nur einige Male über den Rhein; nachher blieben sie gern jenseits, befestigten die Ufer des Rheins und der Donau, legten mehrere Burgen an, aus denen in der Folge Städte wurden, und hielten dort ihre stärksten Kriegsheere, um den Deutschen den Uebergang ins römische Gebiet zu verwehren. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau zufror, zitterte man in allen römischen Grenzprovinzen, und nie bekamen die Götter so viele Opfer.

Als Cäsar die Deutschen, welche über den Rhein in Gallien eingedrungen waren, angreifen wollte, herrschte unter seinen Soldaten Furcht und Schrecken, daß sie mehr an den Tod, als an den Sieg dachten. Man hörte im Lager nichts als Testamente machen, oder Murren gegen den Feldherrn. Die Vornehmsten, selbst die Vertrauten des Cäsar suchten alle nur mögliche Vorwände vor, um sich aus dem Lager entfernen zu können, und diejenigen, die

sich schämten, solches zu thun, konnten ihre Furcht dennoch so wenig verbergen, daß man sie oft die bittersten Thränen weinen sah. Dies erzählt kein Deutscher, sondern Cäsar selbst hat es der Nachwelt schriftlich hinterlassen. Auch siegte Cäsar nur dadurch, daß der deutsche Fürst keine Schlacht wagen wollte, weil seine Wahrsagerinnen ihm verboten hatten, sich vor dem Neumond in ein Treffen einzulassen. Deutsche waren es vorzüglich, die dem Cäsar den Sieg über den Pompejus gewinnen halfen. Seit dieser Zeit dauerten die Kriege zwischen Römern und Deutschen unaufhörlich fort, und ein Stiefsohn des Kaiser Augustus war so glücklich, bis an die Elbe im heutigen Westphalen einzudringen. Diese Gegenden glaubten die Römer schon ganz als unterjochtes Land behandeln zu können. Quintilius Varus, der den Frieden mehr als den Krieg liebte, fand in Deutschland alles so ruhig und gehorsam, daß er die römischen Gesetze und selbst die römische Sprache einzuführen sich beigehen ließ. Er hielt Gericht, sprach Urtheile, alles römisch. Er ließ zum Zeichen seiner Richtergewalt, nach der Sitte Roms, Ruthen und Beile vor sich hertragen. Sonderbar war den Deutschen alles andere; aber diese Wirkungen, die ihnen körperliche Strafen droheten, und von ihnen als die Zeichen der äußersten Knechtschaft angesehn wurden, empörten den deutschen Freiheitssinn. In kurzem war die Gährung der Gemüther allgemein, und zum Ausbruch derselben fehlte nur ein entschlossener Anführer. Auch dieser fand sich. Herrmann, der den römischen Kriegsdienst gelernt hatte, faßte den Entschluß, sein Volk zu befreien. Er verband sich mit Mehreren, und alle beschlossen einmüthig, den Varus mit seinem ganzen Heer zu vertilgen.

Um den Varus erst zu schwächen, baten sich die Vornehmsten unter allerhand Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil er glaubte, daß seine Soldaten den deutschen Fürsten zu Auspassern dienen könnten. Darauf fingen einige in der Ferne Feindseligkeiten an; die andern gaben dem Varus Nachricht davon, und riethen ihm hinzuziehen, um die Empörung im Keime zu unterdrücken; sie selbst wollten mit den Ihrigen folgen. Varus läßt sich den Rath gefallen, und macht Anstalten zum Aufbruch. Da ward ihm das Geheimniß verrathen; doch er kann sich nicht überzeugen, das die Deutschen etwas wider ihn im Sinne hätten. Er bricht auf mit seinem Heer. Jetzt beurlauben sich die deutschen Fürsten mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Sie hielten Wort und kamen, aber nicht als Freunde, sondern um seine Soldaten, die eben von der mühseligsten Arbeit, sich einen Weg zu bahnen, ermüdet waren, feindlich anzugreifen. Die überraschten Römer wehrten sich, so gut sie konnten, marschirten unter beständigen Anfällen der Deutschen fort, und verschanzten sich endlich. Rings aber von Feinden eingeschlossen, ohne Nahrungsmittel, ohne Hoffnung oder Hülfe, müssen sie den folgenden Tag weiter marschiren. Die Deutschen, durch den glücklichen Erfolg muthig gemacht, greifen heftiger an; die Römer vertheidig-

ten sich tapfer, allein nun kam ein so böser Wind und Regen dazu, daß sie weder fest stehen, noch fortgehen konnten, und die Nässe machte ihre Pfeile und Lanzen, ihre Wurfspieße und Schilde so unbrauchbar, daß sie sich auch nicht ein Mal vertheidigen konnten. Es kam die Nacht, und sie wollten sich abermals verschanzen; aber die Angriffe der Deutschen hinderten auch dies, und das stürmische Wetter dauerte fort. Jetzt ließ auch der Tapferste den Muth sinken; Varus, der Feldherr, stürzte sich in sein eignes Schwert; einige folgten seinem Beispiele, andere warfen die Waffen weg und baten um Gnade, wenige entkamen; die meisten wurden getödtet, und eines der schönsten und tapfersten römischen Heere ward grausam vernichtet.

Diesem Siege, der vor 1800 Jahren erkämpft wurde, hat Deutschland seine Freiheit zu verdanken. Wir aber, die späteren Nachkommen jener Sieger, haben es ihnen zu verdanken, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch deutsch auf der Welt geredet wird. Die Deutschen hätten von diesem Siege ungleich größern Gewinn haben können, wenn sie die erste Bestürzung der Römer sich zu nutze gemacht hätten. Denn Rom zitterte, und glaubte den Feind schon vor den Thoren zu sehen. Der Kaiser Augustus war untröstlich. Man schaffte alle Deutschen aus der Stadt; alles sollte nach dem Rhein, wohin Tibertus, ein Stiefsohn des Augustus, eilends mit denen aufbrechen mußte, die er zusammenbringen konnte. Er kam nach Deutschland, und fand keinen Feind; denn die Deutschen wollten nicht Eroberungen machen, sondern nur ihre Freiheit retten. —

Die große Verachtung des Todes, welche man bei den Deutschen findet, kam zum Theil daher, daß sie ein zukünftiges Leben glaubten. Dies zukünftige Leben war denn freilich nach ihren übrigen Sitten eingerichtet; man belustigte sich dort mit Gefechten, trank köstliches Bier aus großen Hörnern, oder wohl gar aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde, wie sie es auch oft im Leben thaten. Daher wurden bei Begräbnissen dem Todten seine Waffen mitgegeben; man verbrannte sein Pferd, seine Hunde, auch wohl Knechte mit dem Leichnam des Herrn, um sich deren noch in der andern Welt zu bedienen. Die nördlichen Küstenanwohner der Nord- und Ostsee vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten, auch gab man den Todten manchmal Geld mit, damit sie in der andern Welt und auf der Reise dahin keinen Mangel leiden möchten. Als Götter verehrten die alten Deutschen die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde. Sie hatten einen Gott des Donners Thor, von welchem unser Donnerstag den Namen hat; eine Göttin der Ehen, Freya, von welcher der Freitag den Namen führt, und woher noch das Wort freien für heirathen, und einen Gott des Krieges, Odin oder Wodan, woher einige glauben, daß der Dienstag den Namen habe. Diese

Götter verehrten sie in geheiligten Wäldern, die in der größten Ehre gehalten wurden.

Deutschland im Jahr 1813.

Den innern und äußern Zustand dieses Reichs, bis zu Ende des vergangenen Jahres, kennet und beweinet jeder deutsche Biedermann. Was bedarf es da der Worte, wo das Herz fühlt! Aber zur Vernichtung jenes Zustandes, zur Abwälzung alles Ungemachs, und zur Aufrichtung deutschen Sinnes, Muthes und Tapferkeit, möge hier der kräftige Aufruf des ersten deutschen Sängers stehen, und seine Anwendung auf die Wiedergeburt des Vaterlandes von dem schon jetzt an großen Ereignissen kreißenden Jahre erwarten.

„Fester sey bei der allgemeinen Erschütterung der Bund!
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnet ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemet es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten. —
Und gedächte jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Göthe
in Herrmann und Dorothea.

Auszüge und Bruchstücke aus der geheimen Geschichte des neuen französischen Hofes *).

Einer der Höflinge, die, seitdem Bonaparte Consul wurde, eine große Gewalt über ihn erlangten, ist der Großmarschall seines Palastes, der Divisionsgeneral Duroc (Herzog von Friaul). Bei einigen Talenten, aber noch größern Anmaßungen wurde dieser junge Mann zu Plätzen erhoben, die ihn in enge Verbindung mit Bonaparte brachten, und seiner Sorge wurden die schwierigsten und geheimsten Missionen anvertraut. Er wurde im Jahre 1772 zu Ponta-Mousson von armen, aber ehrlichen Krämern gehoren. Durch Unterstützung eines Verwandten wurde er 1792 Lieutenant

*) Dieses Werk, welches 1805 erschien, ist nur in wenige Hände gekommen.

und im Jahre 1796 Kapitain der Artillerie. Hier bemerkte ihn Bonaparte und fesselte ihn an seine Person. Man giebt ihm Schuld, er habe im Jahr 1797 den Befehl gegeben, die verwundeten französischen Soldaten in Italien zu ersäufen oder lebendig zu begraben. Auch soll er es gewesen seyn, der in Syrien im Jahr 1799 die Vergiftung der verwundeten Franzosen veranstaltet hat. Er wurde späterhin zu diplomatischen Missionen nach Berlin und St. Petersburg gebraucht.

Man erzählt eine Anekdote von Pichegrü, die dem Andenken dieses unglücklichen Generals Ehre macht. Fouché (Polizeiminister) besuchte ihn im Gefängnisse, den Tag vor seinem Tode, und trug ihm an: daß er Bonaparte's Bestallung als Marschall und ein Diplom als Großofficier der Ehrenlegion erhalten sollte, wenn er gegen Moreau, wovon er wußte, daß er ihn im Jahre 1797 verkathen hatte, auf seiner Seite wieder aussagen wollte. Unter der Hand wurde ihm angezeigt, daß, wenn er seinen vorigen Abläugnungen gemäß, bei seinem widerspenstigen Betragen beharrte, er nie wieder vor einem Richter erscheinen solle, sondern die Staatsangelegenheiten und die Sicherheit des Landes erforderten, daß er in der Stille in seinem Gefängnisse in die andere Welt geschickt würde. — „So," antwortete dieser brave und würdige Krieger, „wollen Sie blos auf die Bedingung meines Lebens schonen, daß ich mich des Lebens unwürdig beweise. In diesem Falle treffe ich ohne Bedenken meine Wahl; ich bin bereit, Euer Opfer zu werden, aber ich will nimmer unter Eure Mitgesellen gerechnet werden. Ruft Eure Henker; ich bin bereit, zu sterben, wie ich gelebt habe, als ein Mann von Ehre und ein untadelhafter Bürger." Innerhalb 24 Stunden nach dieser Antwort war Pichegrü nicht mehr.

Daß der Herzog von Enghien in der Nacht am 21sten März in dem Gehölz oder in dem Graben des Schlosses von Vincennes erschossen wurde, wird selbst von der Regierung eingeräumt; aber welche Personen eigentlich seine Mörder waren, ist noch unbekannt. Einige behaupten, daß er von den Grenadieren von Bonaparte's italienischer Garde erschossen wurde; andere sagen, von einem Detaschement der Gensd'armes d'Elite; und wieder andere, daß die Gemeinen von beiden Korps sich weigerten, Feuer zu geben, und daß General Mürat (jetziger König von Neapel), als er das Murren der Truppen hörte und ihren Aufstand befürchtete, selbst der Hinrichter dieses jungen und unschuldigen Prinzen aus dem Hause Bourbon wurde, indem er auf ihn zuritt und ihm mit einem Pistolenschuß das Gehirn zerschmetterte. Gewiß ist es, daß bei dieser Gelegenheit Mürat der erste und Louis Bonaparte (Ex-König von Holland) der zweite im Kommando war.

Niemand kann es läugnen, daß Napoleon große Gegenwart des Geistes besitzt, eine unverzagte Festigkeit und eine vollkommne Kenntniß des Charakters des Volks, worüber er regiert. Könnten nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu seinen andern Eigenschaften hinzugefügt werden; — aber zum Unglück für die Franzosen befürchte ich, daß die Antwort des General Mortier (jetziger Marschall und Herzog von Treviso) auf eine Bemerkung über diesen Gegenstend nicht zweifelhaft ist: „Wäre," sagte dieser Günstling des Kaisers, Bonaparte gerecht und menschlich gewesen, so würde er weder gesiegt haben, noch herrschen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief eines Deutschen aus Paris.

Vor einigen Tagen wurde der Geburtstag des Kaisers von der guten Stadt Paris gefeiert. Unter andern Feierlichkeiten war auch ein Ringelrennen zu Pferde in den elisäischen Feldern. Ich hatte mich bei andern Lustbarkeiten zu lange aufgehalten, und kom zu spät. Die 2 Reihen Bänke waren schon längst besetzt, und selbst hinter diesen standen die Menschen 4 bis 6fach. Um also doch etwas von diesem neumodischen Turniere zu sehen, bequemte ich mich, für 17 Sous einen Stuhl zu miethen. Gerade vor mir, an der um den Platz gezogenen Barriere, hatte ein gut gekleideter Mensch einen Streit mit einer von den in Menge dastehenden Schildwachen. Wahrscheinlich sollte er mehr zurücktreten, was aber wegen des Dranges der Menschen schlechterdings unmöglich war. Der Soldat stieß ihm zu wiederholten Malen mit dem Kolben auf die Brust, und da dies nichts helfen wollte, der Mensch auch wohl etwas dagegen erinnern mochte, so kehrte er plötzlich mit wüthender Geberde das Gewehr um, und setzte ihm das Bajonett auf den Leib. In dem Augenblicke aber, als er dies that, entstand in dem ganzen Umkreise ein Ausbruch des höchsten Unwillens über dies barbarische Betragen des Soldaten, und ein kleiner, vor mir auch auf einen Stuhl stehender Mann, schrie ihm zu: croyez vous donc avoir à un allemand? — (Glaubst du, du hast einen Deutschen vor dir?) — Was sagst Du dazu? und wie glaubst Du, daß mir zu Muthe war, als ich diese angenehmen, ehrenvollen Worte vernahm? — Es ist wahr, man könnte den Sinn derselben zu mildern suchen; sie könnten allenfalls so viel heißen, daß ein Deutscher eher solche Stöße aushalten könnte, als ein Franzose; oder der kleine Mann habe unter allemand überhaupt nur Feind verstanden, weil während des ganzen Krieges doch immer die Deutschen ihre vorzüglichsten und anhaltendsten Gegner und Feinde waren; aber nein, diese Worte, zusammengehalten mit der allgemeinen Denkungsart, verglichen mit dem, was man so oft jetzt auf den hiesigen kleinern Theater sieht und hört, wo deutsche Verschanzungen, nicht von französischen Solda-

ten, sondern von Marketendern und Troßbuben, Festungen nicht von Grenadieren, sondern von Feldscheeren erstiegen und erobert werden. Diese Worte, sage ich, aus dem Munde des kleinen Franzosen, heißen mit andern Worten gerade so viel, als: Einen Deutschen könntest du wohl so hündisch behandeln, aber nicht einen Franzosen, ein Glied der großen Nation *). — Ha! sollten dergleichen Ausbrüche der Volksmeinung einem Deutschen, der noch obendrein stolz darauf seyn will, ein Deutscher zu seyn, nicht im höchsten Grade die Galle erregen? —

So weit hat es denn der Mangel an Achtung gegen uns selbst, die erbärmliche Nachäfferei alles Fremden gebracht, daß wir bei allen unsern Vorzügen sogar von einer Nation gering geschätzt werden, die so lange die Zielscheibe unseres Spottes und Witzes war, — von einer Nation, die, trotz so mancher rühmlichen Kraftäußerung während ihrer Revolution, trotz so manches Großen und Guten, das sie dadurch bewirkte, doch am Ende bewiesen hat, daß sie die Jahre der Minderjährigkeit noch nicht überschritten hat und sie auch wohl nie überschreiten wird. —

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter**).

4.

Das ägyptische Volk betrachtet den Nil und den Palmbaum als die zwei Grundpfeiler seiner Existenz. Voll dankbarer Gesinnungen für das, was sie ihm leisten, läßt es sich gegen keinen von beiden einen Mangel an Achtung zu Schulden kommen, und spricht nicht anders von ihnen, als mit Ehrfurcht oder hochklingenden Lobeserhebungen. Auch wird ein Aegypter, wenn er einen Europäer sieht, selten ermangeln, ihn zu fragen: ob es in Europa auch einen Nil, ob es auch Dattelbäume gebe, und wie es, bei Ermangelung dieser Güter, möglich sey, daselbst zu leben? Dabei ist der Fragende in der Regel so äußerst unwissend, daß er sich nicht vorstellen kann, wie sich auf so naive Fragen vernünftig antworten lasse.

5.

Wenn die Aegypter sich zanken, so geschieht es meist aus Interesse. Um eines Medins willen sind sie im Stande, mehrere Stunden lang zu schreien, als wären sie toll. Was hierbei auffällt, ist, daß es, wenn sie auch noch so zornig sind, doch äußerst selten zu Schlägen kommt. Auch das Duell ist ihnen unbekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich werden jetzt die Deutschen den Franzosen eine andere Meinung beibringen, den Parisern vorzüglich!

**) S. 24 Stück dieses Hefts.

Allgemeine Welt-Chronik

Suche nicht die Gelegenheit auf. Sie läßt sich nicht suchen. Aber findest du sie, wirf dich ihr kühn an die Brust.

Der vierzehnte bis zwanzigste October 1813 in Leipzig.

Ein Bruchstück aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Den 14ten. Um Mittag kam der französische Kaiser mit zahlreicher Suite. Er arbeitete an einem Feldtischchen vor dem Grimmaischen Schlage. Jedermann glaubte, er werde seinen heutigen Lieblingstag (Ulm und Jena) durch eine Schlacht feiern. Aber es kam blos zu einer Recognoscirung, bei welcher der König von Neapel beinahe gefangen worden wäre. Der König von Sachsen besuchte den Kaiser auf dem Bivouac. Dieser war sehr heiter, und äußerte, er glaube nicht, daß der Feind ihm Stich halten werde.

Den 15ten. Täglich wird die Noth härter. Leipzig soll verschanzt werden. Die Lazarethe sind überfüllt. Den guten Leipzigern werden ihre schönen Landhäuser fürchterlich verwüstet, und größtentheils ohne Noth. Die Harmonie ist in Beschlag genommen, für den Herzog von Bassano. Also auch nicht ein Ort mehr, wohin man sich vor häuslichem Bedrängniß flüchten könnte — Ich war bei meinem Freunde S. auf seinem Thurme. Kosakenhaufen umschwärmten uns von allen Seiten. Es brannte in 3 oder 4 Dörfern. Wie hart doch der Krieg auch den gezwungenen Zuschauer macht! Wir stritten uns, ob es 2 oder 4 Häuser seyen, welche auflodern. Der verdienstvolle und liebenswürdige Graf Wilhelm von Hochberg ist Gouverneur der Stadt geworden, und hat manches Unbild von uns abgewendet.

Den 16ten. Das Feuern dauert ununterbrochen fort. Um Lindenau wird von 11 Uhr an mit Hartnäckigkeit gekämpft. Endlich um 2 Uhr kömmt ein Herr von Maussion vom Büreau des Herzogs von Bassano zum Grimmaischen Thore hereingesprengt, und ruft recht vernehmlich: Victoire! l'Empereur a gagné la bataille, vive l'Empereur. Das Centrum ist durchbrochen, 18,000 Oestreicher gefangen, ein Erzherzog getödtet, auch General Thielemann gefangen. 400 gefangene Oestreicher werden durch alle Straßen geführt. Zwei tödlich verwundete Generale werden eingebracht. Man läutet auf allen Thürmen den Sieg ein; ich Ungläubiger werde durch das Kannegießern auf S. Thurm getrieben, und sehe ein ganz unerwartetes Schauspiel, nämlich den Anfang einer neuen

Schlacht, zwischen Breitenfeld, Eutritsch und Gohlis. Den Erfolg wird die Zeitung melden. Ich sah Reihen von Kanonen, welche wie kleine schwarze Pünktchen gegen die langen Linien der Truppen sich ausnahmen, in voller Thätigkeit, Dörfer stürmen und anzünden, einzelne Truppen in Unordnung retiriren, Gefangene machen und forttreiben, Quarrés formiren, und in einem derselben einen Pulverwagen, gleich einem riesenmäßigen Pilz, in die Höhe steigen, dann die Preußen in Masse vorrücken unter beständigem Feuer. Die Sonne war schon untergegangen, die feuernde Masse bedünkte mir wie der gestrichene Pelz einer Katze, welcher beständig Funken giebt. Die verlassenen französischen Kanonen bezeichneten weit hinter der preußischen Linie den Ort, wo ihre Herren das letztemal Stand gehalten hatten. Von einem hohen entfernten Standpunkte geben Schlachten in der Ebene, wie es scheint, keinen sehr malerischen Effekt. Ich wurde an die Abbildungen im Theatrum europaeum gemahnt, besonders durch die einzelnen Häufchen nachziehender und wegziehender, und die Feldposten, welche unbeweglich seitwärts stehen blieben. —

Den 17ten. Es wird negociirt. Niemand glaubt an den Erfolg. Die Feinde haben sich sehr verstärkt. Der Herzog von Bassano ist bei dem Kaiser auf dem Bivouac. Die Noth wird immer größer. In der Holzhütte vor Auerbachs Hof auf dem Markte wird amputirt. Die meisten Gewölbe sind verschlossen. Man nennt diese Woche hier die Zahlwoche! Eine Haubitzgranate hat unendlichen Schrecken unter den Franzosen, welche sich hier befinden, verbreitet! Der Allarm dauerte wohl eine halbe Stunde. Sie fiel ins Hotel de France.

Den 18ten. Der Kanonendonner hört den ganzen Tag nicht auf. Fünf Dörfer brennen. Nachmittags wird mit Haubitzgranaten auf die Stadt gefeuert. Die Franzosen behaupten sich in Lindenau, ziehen aber auf den drei anderen Seiten das Kürzere. Abends bemerkte man Anstalt zur Retraite. Der Herzog von Bassano ergreift einen, auch für einen Nichtdiplomaten fühlbar, richtigen Vorwand, um den König nicht zu sehen.

Am 18ten Abends fängt die Retirade an. Die Massen der unausgesetzt abziehenden Franzosen gewährten bei dem Bivouacfeuer auf der Promenade einen fürchterlich schönen Anblick. Es war heute ein eigenes Gefühl für mich, als ich durch die Stadt ging, und mir nun den Fall dachte, daß ihr Saragossa's Schicksal bevorstehe!

Den 19ten. Der Morgen war hell und kühl. Auf der Promenade vor meinem Fenster brannten noch die französischen Wachfeuer, und die guten Schranken zwischen dem Fahr- und Fußwege bezeugten durch ihr knitterndes Auflodern, daß sie vor der Hand nicht mehr nöthig seyen. Ein Theil der französischen Armee war in der Nacht durchpassirt. Mit Tagesanbruch versuchten die Bagagen abzuziehen, und rückten auch wirklich alle 5 Minuten 5 Schritte vor. Zwischendurch Fußvolk, Reiter, Pulverwagen. Der

jungen Bäume wurde nicht geschont. Am meisten ergötzte mich ein rüstiger Cantinier, welcher seine im Gedränge beschädigte Deichsel mit großer Mühe wieder flickte, als ob der Wagen ewig sein bleiben sollte. Da jeder zuerst abziehen wollte, und alles über eine schmale Brücke zu gehen hatte, so war das Gedränge unbeschreiblich. Alle Gestalten und Mißgestalten von Fuhrwerken, Bedeckung von Truppen aller Zungen und Waffen, zwischendurch dünne Bataillone mit durchlöcherten Trommeln, Verwundete, welche an Zaunstöcken und Besenstielen weiter ruderten, verletzte Reiter auf gesunden, gesunde Reiter neben verletzten Pferden, reichbestickte Ordonnanzofficiere, welche Befehle hin und her trugen, welche aus der Vorstadt in die Stadt flüchteten, weggetriebenes Vieh, Soldatenweiber zu Rosse — alles schreiend, befehlend, wehklagend, antreibend, lachend und tobend durcheinander, gewährten eine wahre Blocksbergsscene. Ich traf, nichts gutes ahnend, einige Vorsichtsanstalten, und ging auf den Markt, wo einige Bekannte mich mit der Nachricht bewillkommten, daß eine Deputation des Rathes mit Erlaubniß des Herzogs von Padua ins feindliche Hauptquartier gehen, und um Schonung der Stadt bitten werde, daß der König die Stadt nicht verlassen und diese übergeben werden würde. Der Kaiser hatte vor dem Thore übernachtet, und kam bald darauf, um 9 Uhr ungefähr, mit zahlreicher Suite angesprengt. Er stieg beim Könige ab, blieb ungefähr eine halbe Stunde, und sprach lang und lebhaft mit demselben im Erker. Die Kanonen ließen inzwischen ihre gewohnten Stimmen erschallen; es kamen Nachrichten, welche auf nichts gutes schließen ließen. Eine Neuigkeit jagte die andere, mit der solchen Lagen eigenen Geschwindigkeit. Der Kaiser stieg wieder zu Pferde, grüßte die aufmarschirten sächsischen Garden, und ritt zuerst dem Ranstädter Thore zu, fand dieses verfahren, und von da durch die Nebenstraßen zum Peterthore, über die Promenade, durch Herrmanns Garten. Neben ihm ritt der König von Neapel in seiner ungewöhnlichen Tracht, hinter ihm der Prinz Alexander und der Herzog von Vicenza. Er war, wie immer, in grauem Oberrock, mit kleinem Hütchen; ritt seinen Schimmel, und schien ermüdet, aber ruhig zu seyn. Er sprach mit dem Anführer eines schwachen französischen Bataillons, welches auf dem Markte aufgestellt war, einige Worte und grüßte die Bürger, welche stumm grüßten, und versuchten, ihr Schicksal in seinen Blicken zu lesen. Mehrere Kanonenkugeln waren inzwischen in die Stadt geflogen; ihnen folgten einige schwachgeladene Haubitzgranaten. Man sah, die Alliirten wollten der Stadt schonen. Das französische Bataillon marschirte endlich zur großen Freude der Bürger ab. Dagegen kamen noch einige Sachsen, Badener und ein Häufchen Hessen. Im Brühl brannte es. Man konnte das Kleingewehrfeuer unterscheiden. Es krachte rings um die Stadt. Die Haufen der Retirirenden wurden immer dichter. Alle fragten nach der Porte de France. Ich hatte mich zu meinem Freunde B. am Markte zurückgezogen. Wir schlossen die

Thüre, und weilten auf der Treppe und unteren Hausflur. Man hörte Geschrei, dann das Kommandiren der deutschen Truppen auf dem Markte, dann ein Horn, gleich der Posaune des Weltgerichts. Wir öffneten die Thüre ein wenig, und die Jäger der pommerschen Landwehr eilten freudig jubelnd an uns vorbei.

So muß es einem Ehemann zu Muthe seyn, welchem seine Gattin nach schweren Geburtsschmerzen den ersten Jungen bescheert! In einer Minute waren alle Fenster mit fröhlichen Menschen gefüllt, welche Tücher schwenkten. Was eine ausgehungerte Stadt an Erfrischungen in der Eile auftreiben konnte, wurde gereicht. Die Preußen betrugen sich musterhaft und grüßten uns mit Herzlichkeit und einer Ruhe, welche seltsam mit dem Summen der eisernen und bleiernen Vögel kontrastirte. Die deutschen Truppen behielten Gewehr und Gepäck und zogen vors Petersthor aufs Bivouac. Keinem Bürger wurde ein Leid gethan. Nur gegen die Polen war eigentlich Erbitterung sichtbar. Jubelnd zog eine Schaar nach der andern durch die Stadt und um die Promenade, wo viele tausend Wagen erbeutet wurden. Das gestohlene Vieh wurde von manchem industriösen Bürger in die Stadt getrieben, und mancher Bagagewagen gelüftet. Fernher scholl lautes Vivat. Einige Kosaken kamen angesprengt, und schonten den Cantschu nicht, um auf den unscheinbaren Pferden ihre Geschwindigkeit zu erproben. Dann kamen Gränitzen, und ungefahr eine Viertelstunde nach dem Vortrabe der Prinz August Ferdinand von Preußen, dann der Kronprinz von Schweden, dann der russische Kaiser und der König von Preußen.

Sie ritten unter endlosen Freudensbezeigungen über den Markt dem Ranstädter Thore zu, und grüßten mit herzlicher Freundlichkeit. Wenn die Suite Napoleons schärfer gezeichnete Physiognomien hat, so war in denen der Letztern mehr Frohsinn und Gemüthlichkeit zu schauen. Ein Pferdeliebhaber mußte hier eine Augenweide finden. Ich stand tief erschüttert, und bedachte die Wandelbarkeit alles Irdischen und den wundervollen Wechsel der Scenen auf so beschränktem Raum. Aus meinen Träumen weckte mich ein Haufen Gefangener, drei Generale an der Spitze. Die Truppen defilirten mit Schnelligkeit. Man konnte kaum durch die Straßen kommen. In der Nacht brannte es in der Vorstadt.

Den 20ten. Die Ordnung fängt an zurückzukehren. Die Zahl der Gefangenen ist sehr groß, die Beute unermeßlich. Die Harmonie wird morgen wieder der Gesellschaft offen seyn. Wenn die Wände nur auch einen Mund hätten, da sie doch Ohren haben! Die commercielle Auferstehung Leipzigs beginnt schon. Die Höckerweiber und Tabakskrämer bieten ihre Waare zuerst feil. — Zu derselben Stunde, an demselben Tage, verließ der Kaiser 1812 Moskwa, in welcher er 1813 aus Leipzig ritt. Am 19. Oktbr. 1806 war Davoust Corps (hier die Löffelgarde genannt) hier eingerückt.

Anekdote.

(Beschluß.)

Barjac theilte nun seinen Plan dem Grafen mit, und begleitete ihn in dem Wagen des Kardinals. Diejenigen, die sich gemeinschaftlich verbunden hatten, das höchste Gebot zu thun, waren, wie bei dem Holzverkauf in den Waldungen bei Fontenaibleau, bereits versammelt, da der Graf vorfuhr. Als sie einen Wagen in den innern Hof des Louvre rollen hörten, wo nur die Prinzen vom Geblüt, die Kardinäle und Minister einfahren durften, steckten sie alle die Köpfe zu den Fenstern hinaus und waren nicht wenig erstaunt, die Equipage und Livreen des Kardinals Fleury und einen Unbekannten zu sehen, der mit dem Kammerdiener des Kardinals aus dem Wagen stieg. Barjac bemerkte gleich, wie alle Augen auf den Grafen und ihn gerichtet waren, er stellte sich also, als wenn er mit diesem über Dinge von großer Wichtigkeit spräche, und stieg dann wieder in den Wagen, als wolle er dort den Ausgang einer Sache abwarten, woran er den lebhaftesten Antheil zu nehmen schien. Die erschrockenen Bieter zweifelten nicht, daß der neue Ankömmling ein Abgeordneter des Kardinals sey, daß er nur seinen Namen dazu hergäbe, um für den Kardinal selbst die Pacht zu erhalten, und daß sie sich unmöglich mit einem solchen Nebenbuhler einlassen könnten. Einige unter ihnen indessen, die sich nicht ganz durch diesen Vorfall außer Fassung hatten bringen lassen, meinten, daß der Unbekannte vielleicht nur von dem Kardinal oder wohl gar nur von seinem Kammerdiener begünstigt werde, und daß man die Absicht habe, sein Glück dadurch zu machen, daß man ihn an die Spitze einer Gesellschaft stelle, die sich ebenfalls um die erwähnten Pachtungen bewerbe. In diesem Fall wäre es wohl möglich, ihn durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen, von der Mitbewerbung abzustehen. Einstimmig beschloß man daher, deshalb mit dem eingebildeten Antagonisten zu unterhandeln. Eben war man hierin mit einander einverstanden, als der Graf in den Saal trat und sich bescheiden in einem abgelegenen Winkel niedersetzte. Aber er wurde bald von vielen der Anwesenden umringt, die unter mancherlei Vorwand sich alle ersinnliche Mühe gaben, den wahren Bewegungsgrund seiner Anwesenheit zu erforschen. Er antwortete auf alle ihre Fragen mit geheimnißvoller Miene und so zweideutig, daß keiner weiter daran zweifelte, er sey blos in der Absicht gekommen, die man ihm zugeschrieben hatte. Nun glaubte man, daß es Zeit sey, sich näher zu erklären. Einer der Verbündeten winkte ihn daher, auf ein Zeichen der Zustimmung von den übrigen, bei Seite, und nachdem er im Allgemeinen über den wenigen Vortheil gesprochen, den man von dergleichen Pachtungen zu hoffen habe, verhehlte er nicht, wie es, nach der Art seiner Ankunft, bei ihm keinen Zweifel litte, daß er höheren Orts autorisirt sey, sich um die Pacht zu bewerben, und daß man daher zu viel Re

spekt für seinen Committenten habe, um ihn zu überbieten. Wenn aber sein hoher Gönner hierbei nur die Absicht habe, ihm für seine Person einen Vortheil zuzuwenden, so habe er den Auftrag, ihm hundert tausend Thaler anzubieten, wenn er von seinem Vorhaben abstehen wolle. Der Graf nahm keinen Anstand einzugestehen, daß hier von seinem persönlichen Interesse die Rede sey. Der Handel wurde also bald abgeschlossen, und er entfernte sich mit einer Summe Geldes, die ihn in den Stand setzte, sich eine ansehnliche Bedienung bei Hofe zu kaufen, und dort mit seiner Familie zu leben, von welcher mehrere Glieder sich im Militärdienst ausgezeichnet und mehrere ansehnliche geistliche Aemter mit Würde bekleidet haben.

Züge aus dem Privatleben der heutigen Aegypter.

(Fortsetzung und Beschluß.)

6.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens schreiben die Aegypter dem Neide zu, und betrachten ihn gewissermaßen als eine zweite Gottheit. Gehen ihre kaufmännischen Geschäfte nicht gut von Statten, so ist der Neid ihrer Correspondenten daran Schuld; bleiben ihre Weiber unfruchtbar, so wird dies auf Rechnung neidischer Freundinnen geschrieben; stirbt ihnen ein Kind, so ist der Neid ihrer Nachbarn die Ursache dieses Unglücks; wenn sie von Krankheiten überfallen werden, oder in der Blüthe ihrer Jahre dahin schwinden, so haben elende Neider ihre Leiden veranlaßt u. s. w. Dieses Vorurtheil ist so allgemein, und steht in solchem Ansehen, daß, wenn man seine Bewunderung über etwas zu Tage legen will, man sich, um den Verdacht des Neides von sich fern zu halten, gewisser Umschreibungen bedient, und sich auf eine Art ausdrückt, die glauben macht, man setze für seine eigene Person sehr geringen Werth auf das, was man als Vorzug oder Eigenthum eines Andern rühmen möchte.

7.

Die ägyptische und arabische Musik ist eine lärmende, jedes feinere Ohr zerreißende Barytonie. Gleichwohl finden sie die Aegyptierinnen unvergleichlich schön, und dagegen die Musik der Europäer abscheulich. Es ereignet sich nicht selten, daß man Frauenzimmer über den rauhen und unmelodischen Tönen eines blinden, lahmen, und, wie sie es insgesammt sind, ekelhaften Sängers nicht blos in Entzücken gerathen, sondern sogar in Ohnmacht fallen, oder bei dem Klange von zwei bis drei seltsamen, lächerlichen und übel zusammenstimmenden Instrumenten eine über-

Der Schuhputzer beeilte sich, das Vergehen wieder gut zu machen; er bot seinen Schemel an: Mein Herr, lassen Sie sich die Schuhe putzen.

So lang er beschäftigt war, saß der Hund ihm ruhig zur Seite. Es wäre unnütz gewesen, jetzt einen andern Fußgänger zu beschmutzen. — Sobald aber der Schemel leer ward, erneuerte er auch wieder sein kleines Spiel.

Der kunstreiche Hund und sein gegen die Bedienten des Hotels jederzeit dienstfertiger Meister waren beide, erst in Hof und Küche, und dann von Mund zu Mund bis zum Salon hinauf, zu überaus vortheilhaftem Rufe gelangt.

Ein vornehmer Britte, der eben zugegen war, verlangte den Meister nebst seinem Hunde zu sehen. Man rief sie herbei. Der Hund gefiel ihm, er wollte ihn kaufen, und bot dafür zehn, dann funfzehn Louisd'ors. Die funfzehn Louisd'ors reizten den, beinebens durch so vornehme Umgebungen verblüfften, Jungen. Der Hund wird verkauft, ausgeliefert, an den Strick gelegt, am folgenden Tag in einer Postchaise nach Calais gebracht, allda eingeschifft, und so trifft er in London ein.

Sein Meister beweint ihn zärtlich, nicht ohne bittere Reue über das Geschehene.

Welch unerwartete Freude! Am vierzehnten Tag kommt der Hund eilends vor dem Thore des Hotel de Nivernois an, mit kothigern Pfoten als je zuvor, und die Kunden mit gewohnter Kunst dem Meister zuführend.

Er hatte sich den Weg von Paris nach Calais gemerkt; er hatte wahrgenommen, daß hier der Wagen gegen ein Packetboot vertauscht ward, und daß ein dritter Wagen von Dovers nach London führte.

Die meisten dieser Wagen waren im Fall, den nämlichen Weg wieder zurück zu machen. Von seinem Käufer war der Hund nach dem Abfahrtsbureau zurückgekehrt. Da folgte er einem, vielleicht dem nämlichen Wagen, der ihn hergeführt hatte, und jetzt in umgekehrter Richtung nach Dovers zurückging. Das Packetboot, das ihn gebracht hatte, führte ihn auch wieder nach Calais, und allda folgte er dem Postwagen von Paris wieder dahin zurück. Alle seine frühern Spatziergänge hatten ihn belehrt, daß man nach tüchtigem Marsche an irgend einen Ort hin den nämlichen Weg zurücklegen müsse, um im Nachtlager einzutreffen, und dies Nachtlager fand sich zur Seite seines jungen Gebieters.

Den Sultan hab' ich selbst gekannt. Er erwies mir öfters die Ehre, bei mir zu speisen, indem ich seine Freiheit gewissenhaft schonte. — Er blieb länger als anderswo, weil er versichert war, daß ihm die Thür auf die erste Mahnung geöffnet ward.

Ein Mitschüler von du Plessis erinnerte mich an die Bratenwender.

Den Herr Pibrac kannten verschiedene meiner Kollegen am Institut, die mir die Wahrheit seiner Geschichte bezeugten.

Von jener, die vor dem Thor und im Hotel des vortrefflichen Herzogs von Nivernois sich ereignete, war ich Augenzeuge. Sie ist allen Bewohnern der Straße de Tournon erinnerlich.

Was beweisen diese und ähnliche in Menge vorhandenen Thatsachen? — Daß das, was man Instinkt nennt, nichts Mechanisches und nichts Einförmiges, hingegen aber ein Resultat erworbener Kenntnisse und darauf gegründeter Urtheile ist, welches seine mannigfaltigen Entwicklungen durch den Charakter und den verschiedenen Grad des Geistes der Naturanlagen der Individuen erhält.

Nachricht.

Die bis jetzt erschienenen 11 Hefte vom Argus ꝛc. (136 Stücke ohne die Beilagen) kosten 5 Rthlr. 6 Gr. und die bis jetzt erschienenen 9 Hefte von der Welt-Chronik ꝛc. (110 Stücke ohne die Beilagen) kosten 4 Rthlr. 6 Gr. Wer sich mit Bestellungen und baarer Zahlung directe portofrei an die Expedition selbst wendet, erhält diese Zeitschriften noch um die Pränumerationspreise.

Um den Wünschen vieler Leser, welche seither entweder blos den Argus ꝛc. oder blos die Welt-Chronik ꝛc. erhielten, nun aber gern beide Zeitschriften, jedoch auf keine kostspieligere Art, zusammen mithalten möchten, Gnüge zu leisten, so haben wir die Einrichtung getroffen, daß vom Jahr 1814 an diese Zeitschriften in Eine vereinigt erscheinen, und zwar unter dem Titel:

Der
deutsche Bote,
oder
der Zuschauer und Erzähler.
Ein Unterhaltungsblatt
den Geist der Zeit und die Hauptverhältnisse des Lebens beachtend.

Mit einer
Welt-Chronik,
oder
historisch-geographisch-naturhistorischem
Mancherlei
zur Natur-, Menschen-, Staaten- und Länderkunde, zur Charakteristik berühmter und berüchtigter Menschen, zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker,
zum bessern Verständniß
der Zeitgeschichte,
so wie zur Erweiterung der Natur- und Weltkunde überhaupt.

Wöchentlich erscheint 1 Stück. Der Jahrgang, welcher 1 Band von 12 Heften oder 52 Stücken (ohne die Beilagen) ausmacht und nach Verlangen entweder wöchentlich oder in monatlichen Heften versandt wird, kostet 1 Rthlr. 12 Gr. Vorausbezahlung.

Da wir es mit freudigem Dank anerkennen, wie besonders in der letztern Zeit das respect. Publikum seine Theilnahme an dem Argus ꝛc. und der Welt-Chronik ꝛc. so thätig bezeigten, so bitten wir beim Anfange des neuen Jahrgangs und dem Anbruch der Morgenröthe einer bessern Zeit um die Fortsetzung dieser erfreulichen Theilnahme. Von unserer Seite soll nichts versäumt werden, um diese Zeitschrift des fernern Beifalls unserer respect. Leser würdig zu erhalten.

---

mäßige Freude äußern sieht. Die Sängerinnen gehören größtentheils zu der niedrigsten Volksklasse, und haben falsche, höchst widrige Stimmen. Ein allgemein verbreiteter Wahn schreibt ihnen ein ausgezeichnetes dichterisches Talent zu.

8.

Häufig hört man in den Kaffeehäusern von Kairo die ägyptischen Volksdichter über Gegenstände aus der arabischen oder morgenländischen Geschichte, so wie sie ihnen von ihren Zuhörern aufgegeben werden, oder auch nach eigener Auswahl, improvisiren. Diese Improvisatoren deklamiren sehr langsam, bald sitzend, bald stehend, bisweilen auch im Gehen, und gestikuliren dazu. Immer sind sie von einem zahlreichen Kreise aufmerksamer Freunde solcher Unterhaltungen umgeben. Leute, die sehr gut Arabisch verstehen, behaupten, es fehle den Vorträgen dieser Dichter manchmal weder an Interesse, noch an Geist und Anmuth.

9.

Ein Muselmann, den man essen sieht, oder beim Essen antrifft, wird es selten an einer Einladung, mitzuhalten, ermangeln lassen. Diese Einladungen werden mit guter Manier gemacht, und sind nicht selten sehr dringend. Diese, schon in den ältesten Zeiten im ganzen Orient übliche Sitte wird gegen jedermann, welches Geschlechtes und Religion er sey, beobachtet. Wenn die Chefs der Mamelucken einander zur Mahlzeit laden, so gehen sie nie anders als bewaffnet zusammen, und setzen sich auch mit den Waffen zu Tische. Dieser barbarische Gebrauch gründet sich auf die häufig unter ihnen vorfallenden Verräthereien, indem nicht selten die Gelegenheit eines großen Festins dazu benutzt wird, um sich eines Feindes zu entledigen.

10.

Die Franzosen trugen in Aegypten meist lederne Mützen. Dies gab den Muselmännern Anlaß zum Spotte. Die Franzosen, sagten sie, reißen ihre abgetragenen Schuhe in Stücke, um sich damit den Kopf zu bedecken. Der Kopf, setzten sie hinzu, sey der edelste Theil des menschlichen Körpers, mithin sollte man ihn auch auf das reichste und schönste und kostbarste ausschmücken, wie sie wirklich zu thun pflegen, indem sie ihn mit ihren prächtigen Schwals umwickeln. Wer sich so äußerte, bedachte nicht, daß die Hälfte der Einwohner Aegyptens sich mit elenden wollenen Mützen begnügen muß, die lange nicht so viel werth sind, als die schlechtesten Ledermützen und die abgenutztesten Filzhüte.

11.

Den Schlaf haben die Aegypter zu ihrer beständigen Disposition; auch schlafen sie zu allen Stunden des Tages. Bei den Fellas (Bauern) geht die Macht der Gewohnheit so weit, daß

sie sich auf den glühenden Boden und an die brennende Mittagssonne, welche die Europäer kaum im Vorbeigehen zu ertragen vermögen, schlafen legen.

12.

Die Fellas verbergen ihre Medins in Wachskugeln, oder falls sie kein Wachs haben, so suchen sie ihre Weiber dieselben entweder in dem Saume ihrer langen Hemden, die sie auf dem Boden nachschleppen, oder in ihren Haarflechten vor der Raubgier der Trabanten des Cachef *), oder des Mouctesim **) zu verwahren. Nur selten gelingt es ihnen, ihren kleinen Schatz durch solche Vorsichtsmaßregeln zu retten. Eben diese Landbauern bewahren nach der Ernte ihre Linsen, Weitzen und Gerste in Gruben auf, die in den um diese Zeit dürren, harten und vielfältig geborstenen Boden gegraben werden. Diese Gruben werden mit Stroh, und dieses wieder mit einer Lage von Erde, in der Höhe des Bodens, zugedeckt, damit man nicht merkt, daß irgend sey gegraben worden. So hat die Tyrannei diese unglücklichen Bauern gezwungen, sich unterirdische Magazine anzulegen, um sich gegen die Erpressungen von Victualien, von denen sie leben müssen, zu sichern.

Mannigfaltigkeiten.

Der Aberglaube, daß eine ohne Nahrung eingeschlossene Kreuzspinne sich nach Verlauf eines Jahrs in einen Diamant verwandle, mag schon mancher Spinne das Leben gekostet haben; und wenn die Ausrottung verjährter Vorurtheile für die Wissenschaften eben so nützlich ist, als die Entdeckung neuer Wahrheiten, so können die armen Spinnen sich eben sowohl mit der Ehre des Märtyrerthums trösten, als die unzähligen Frösche, die auf der Folter das Geheimniß des Galvanismus verrathen haben. Indeß ging es auch hier wie gewöhnlich: als man den Deckel aufhob, fand man etwas anders, und vielleicht Wichtigeres, als man gesucht hatte; es zeigt sich nämlich, daß die Spinnen zwar nicht zu Diamanten werden, aber sehr lange ohne alle Nahrung leben können. Vor kurzem ward eine Schachtel, in der eine Kreuzspinne zu solchem edeln Zweck aufbewahrt war, nachdem die arme Dulderin fünf Jahre vergessen war, geöffnet, und die Spinne war noch am Leben.

*) Des Repräsentanten des Bey in den ägyptischen Provinzen.

**) Des Chefs der unter den Befehlen des Cachef stehenden bewaffneten Macht, der diejenigen, welche die Abgaben eintreiben müssen, mit Militär versieht.

(Nebst einer Beilage.)

Beilage

zum 6ten Stück des 9ten Hefts der Welt-Chronik.

Reminiscenz eines Löwen.

Im sechzehnten Jahrhundert brach einst in Neapel die Pest aus. Der englische Consul Sir Davis, welcher daselbst residirte, flüchtete nach Florenz. Da er hier keine Geschäfte zu besorgen hatte, suchte er sich dadurch zu zerstreuen, daß er die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, welche sich damals im blühendsten Zustande befand, in Augenschein nahm. Eines Tages kam er auf den Einfall, sich die Behälter zeigen zu lassen, worin die Löwen des Großherzogs aufbewahrt wurden. Der Wärter führte ihn von einem zum andern, und wußte mancherlei von ihren guten oder bösen Eigenschaften zu erzählen. Am letzten Behälter sprach er: dies ist die grimmigste Bestie, die ich je unter meiner Aufsicht gehabt habe. Seit drei Jahren hat es mir, ungeachtet der besten Pflege und aller erdenklichen Mühe, durchaus nicht gelingen wollen, diesen Löwen zu zähmen. — Der Consul trat näher an das Gitter. — Kaum hatte der Löwe ihn erblickt, als er mit allen Kennzeichen der Freude herbeisprang, sich auf die Hinterpfoten setzte, und dem Consul die Hand leckte, die er ihm durch das Gitter darreichte.

Der Wärter erschrack, nahm den Consul beim Arm, und zog ihn zurück. Um Gotteswillen, machen Sie sich nicht unglücklich, lieber Herr! sprach er; ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß dieses grimmige Thier durchaus keinen Spaß versteht! — Thut nichts, erwiederte der Consul, mache nur die Thür auf! Dieser Löwe gefällt mir. Zitternd und bebend genügte der Wärter dem Ansuchen. Kaum war der Consul in den Behälter getreten, als der Löwe ihm seine Pranken auf die Schultern legte, ihm das Angesicht leckte, um ihn herumsprang, und kurzweilte wie ein junger Hund. Der Consul ließ es seiner Seits auch nicht an Liebkosungen ermangeln, und so schieden beide als die besten Freunde.

In wenig Stunden hatte sich die Sage von diesem Vorfall durch ganz Florenz verbreitet. Es fehlte wenig, so hätten die Einwohner den Consul Davis, ob er gleich ein Erzketzer war, als einen Heiligen verehrt. Des andern Tages ließ ihn der Großherzog zur Tafel einladen, und besprach sich mit ihm über die Wahrheit der Sache. Der Consul bat ihn, an dem Löwenbehälter sich einzufinden, und es erfolgte dieselbe Scene, wie am vorhergehenden Tage. Wie geht aber dies zu? fragte der Großherzog. Eurer Durchlaucht, erwiederte der Consul, kann ich weiter keinen Aufschluß darüber geben, als diesen: Ein Schiffskapitän, der aus der Levante kam, schenkte mir einst einen Löwen, der noch ganz klein war. Ich erzog ihn, und er ward zahm; als er aber heranwuchs,

und nicht mehr ohne Gefahr im Hause herumlaufen konnte, ließ ich ihm in meinem Hofe einen Behälter bauen, wo er so lange eingesperrt blieb, bis ich ihm einen oder dem andern Freunde vorführte. Als er etwa fünf Jahre alt war, beschädigte er, aus Muthwillen, verschiedene Personen. Ich wollte ihn todt schießen lassen, aber einer meiner Freunde, der mit mir speiste, bat mich, ihm denselben zu überlassen. — Und wie nennt sich Ihr Freund? fragte der Großherzog. Der Consul machte ihn nahmhaft. — Es ist derselbe, versetzte der Großherzog, von welchem ich diesen Löwen gekauft habe.

Anekdoten zur Naturgeschichte des Hundes und des Fuchses.

(Fortsetzung und Beschluß.)

5.

Herr Pibrac, ein berühmter Wundarzt, der noch kurz vor der Revolution lebte, fand eines Abends nahe bei seiner Wohnung einen sehr schönen Hund, der die Pfote zerbrochen hatte und schmerzlich winselte. Er ließ ihn aufheben, ins Haus bringen, richtete die Pfote ein, verband, pflegte und heilte ihn. Während und nach der Kur äußerte der Hund überaus viel Erkenntlichkeit; Herr Pibrac glaubte, er würde ihm auf immer zugethan bleiben.

Aber der Hund hatte einen andern Herrn, und bei diesen Thieren bleibt die ältere Neigung vorherrschend, und sie hört gewöhnlich nur mit dem Leben auf. — Als der Genesende wieder laufen konnte, entfernte er sich, und kommt nicht wieder. Herr Pibrac ließ sich seine Wohlthat beinahe reuen. „Wer hätte gedacht," sagte er, „daß ein Hund undankbar werden könne!"

Es waren fünf bis sechs Monate verflossen, als der Hund neuerdings vor seiner Wohnung erschien, und den Herrn Pibrac mit Liebkosungen überhäufte. Dieser freute sich, den Flüchtling wieder zu sehen, und wollte ihn in's Haus nehmen. Aber statt ihm dahin zu folgen, zog der Hund ihn beim Rock, und leckte ihm die Hände, immer auf die Seite hinblickend, als wollte er ihm etwas zeigen. — Es war eine ihm befreundete Hündin, welche die Pfote zerbrochen hatte, und die er seinem Wohlthäter zuführte, auf daß er ihr thue, wie er ihm gethan hatte.

6.

Vor dem Thore des Hotel de Nivernois hielt sich ein Schuhputzerjunge auf, der einen großen schwarzen Pudel besaß, dem das sonderbare Talent eigen war, seinem Herrn Kunden zu verschaffen.

Er tauchte seine großen zottigen Pfoten in die Gosse, und trat keck damit dem ersten Vorübergehenden auf die Schuhe.